



WERK *und* WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

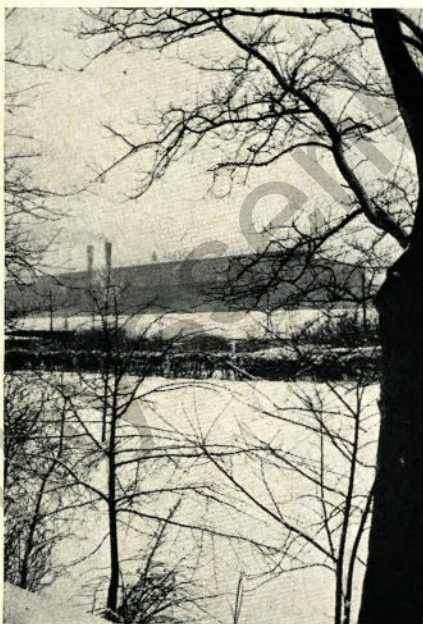
12

1963

L 7147 E



Titelseite: Dieser ungewöhnliche Blick auf die feurige Geburt des Stahls und auf seine Geburtshelfer, die Stahlwerker, ist im Thomasstahlwerk der Westfalenhütte aufgenommen



Rückseite: Eingefügt in die Natur, einbezogen in die winterliche Kühle, läßt dieses Stahlwerk – es ist das Siemens-Martin-Stahlwerk 3 der Westfalenhütte – nichts von den in ihm wirkenden Kräften nach außen dringen

Gern halten wir um die Jahreswende kurze Rast, blicken auf das zurück, was erreicht werden konnte und wenden zugleich unsere Gedanken den Aufgaben zu, die sich im nächsten Jahr stellen.

Zwölf Monate angestrenzter Arbeit liegen hinter uns, während der es unablässiger Anstrengungen bedurfte, Absatz und Beschäftigung unserer Werke und Gesellschaften zu sichern. Wenn wir trotz des immer schärfer werdenden weltweiten Wettbewerbs dennoch mit dem Ablauf des Jahres zufrieden sein dürfen, so danken wir dies neben den gut aufeinander abgestimmten Investitionen der vergangenen Jahre, die Kosten einsparen halfen, unsere Leistungsfähigkeit steigerten und die Güte unserer Erzeugnisse weiter verbesserten, dem beständigen Fleiß und der guten Zusammenarbeit unserer Mitarbeiter.

Im vergangenen Jahr konnten die Rohstahlerzeugung und die Rohstahlverarbeitung etwas erhöht und auf unseren Schachtanlagen konnte neben dem Abbau der Halden die laufende Förderung voll abgesetzt werden; unsere Werke der Weiterverarbeitung waren zufriedenstellend beschäftigt.

Diese Erfolge dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das vor uns liegende Jahr den Steinkohlenbergbau wie die eisenschaffende Industrie vor schwierige Probleme stellen wird, die unsere ganze Kraft beanspruchen werden. Darum gilt es heute in besonderem Maße, den Geist der Zusammenarbeit zu erhalten, der sich in schweren Zeiten schon so gut bewährt hat. Nur im aufrichtigen Miteinander und bei gemeinsamer Anstrengung wird es gelingen, auch die künftigen Aufgaben zu meistern.

Für die verantwortungsbewußte Mitarbeit im zurückliegenden Jahr danken wir allen Belegschaftsmitgliedern und wünschen ihnen und ihren Familien Glück und Erfolg im neuen Jahr. Möge das Jahr 1964 die Welt einem wahren Frieden näherbringen! Glückauf 1964!

Der Vorstand der Hoesch AG, die Direktorien der Zweigniederlassungen und die Vorstände und Geschäftsführungen aller Gesellschaften der Weiterverarbeitung und des Handels

Nur noch wenige Tage, und wir verlassen die Arbeitsplätze, um mit unseren Familien das Weihnachtsfest zu feiern. Dann gehen in den Tagen der Besinnung unsere Gedanken zurück auf ein Jahr, das angefüllt war mit Arbeit und Anstrengung aller Kolleginnen und Kollegen. In einer Zeit weltpolitischer Spannungen und wirtschaftlicher Sorgen schufen pflichtbewußte Arbeit jedes einzelnen und das Zusammenwirken von Werksleitungen, Betriebsräten und Belegschaften die Voraussetzung für den Erfolg der gemeinsamen Arbeit, der tarifliche Verbesserungen und weitere Fortschritte auf sozialem Gebiet möglich machte.

Wenn wir auch mit dem Erreichten zufrieden sein dürfen, wird es auch weiterhin gemeinsamer Anstrengungen aller bedürfen, den Mitarbeitern einen sicheren Arbeitsplatz zu erhalten, die Arbeitsbedingungen zu verbessern und das gute Betriebsklima zu festigen.

Auch im Jahre 1963 war die Zusammenarbeit des Gemeinschaftsausschusses mit dem Vorstand und der Betriebsvertretungen mit den Direktorien, Vorständen und Geschäftsführungen vertrauensvoll und von gegenseitigem Verständnis getragen. Für die kollegiale Zusammenarbeit gilt unser Dank den Mitgliedern der Betriebsräte, den Vertrauensleuten und allen Arbeitskollegen. Zuversichtlich hoffen wir, daß dieses harmonische Zusammenwirken zum Wohle aller bei uns Beschäftigten und zum Nutzen des Unternehmens auch in der nächsten Zukunft anhält.

Wir wünschen allen Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen und ihren Familien ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr.

Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Gesellschaften

Inhalt

- 435 Kalte Schicht am Heiligen Abend
- 437 Platal auf der Kunststoffmesse 1963
- 440 Wasserbahnhof für Kohle und Koks
- 443 Dortmund und Hoesch trauern um Wilhelm Hansmann
- 444 Die zweite Fördermaschine im Hansenschacht
- 446 Passiert – notiert – fotografiert
- 447 100 Jahre Dörken AG
- 448 Die Stahlindustrie muß zusammenarbeiten –
Eisenhüttentag 1963
- 449 Walter Springorum
25 Jahre im Aufsichtsrat der Hoesch AG
- 449 50 Jahre bei uns
- 450 Bild des Monats
- 451 Der älteste Gast meiner Stube □
- 454 Kunstschatze unserer Heimat: Conrad von Soest □
- 455 Uns bleibt das Staunen
- 456 Kurs und Kern der Volkshochschule von heute
- 460 Plauderei am runden Tisch über Steuern
- 462 Wir lasen für Sie
- 463 Steckenpferd: Zimmer im Grünen □
- 465 Die Sammelmappe 1964 ist da
- 466 Jubilare
- 467 Fotowettbewerb

Unsere Werke und Gesellschaften



Hoesch AG Bergbau
Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte
Dortmund



Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke
Dortmund, Hiltrup, Hagen



Hoesch AG Bandstahlwerk
Dortmund



Schmiedag Aktiengesellschaft
Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG
Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier



Dörken Aktiengesellschaft
Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft
Homburg/Saar



Schwinn S. à r. l. Hénin-Liétard
(Pas-de-Calais)



**Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH**
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH
Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH
Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH
Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH
Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH
Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel
GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsborg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH
Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH
Oficina de Madrid



Hoesch Argentina S.A.
Industrial y Comercial Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S.p.A. Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S. à r. l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 48000

**WERK
und
WIR**

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 733 bis 744: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 401 bis 444: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Irmgard Steinfurth, Dortmund. Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Farbinsensseiten: Manfred Kampmann, Fritz Sprengel, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle der Westfalenhütte; Bergbau-Museum, Bochum; Buschhüter, Düsseldorf; Gustav-Lübcke-Museum, Hamm; Volkshochschule Dortmund und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Gelsen, Heinz Kalisch, Anton Nitsch, alle Dortmund, und Ulrik Schramm, Feldafing.

Am Werkseingang leuchtet ein Weihnachtsbaum. Wenn sich die Tore nach der Schicht öffnen, sind die ersten Schritte in den Feierabend schneller als sonst. Zu Hause steht der Tannenbaum schon im Keller, aber der Vater muß noch ein paar zerbrochene Kugeln ersetzen. Ist auch die bestellte Eisenbahn schon abgeholt? Der rote Abendhimmel, für die Kinder Christkinds Backofen, erinnert daran, daß noch nicht genug Spekulatius gebacken ist. – Die Gedanken der Männer und Frauen, die sich von der Maschine lösen, sind schon beim Gabentisch. Nur noch wenige Tage sind es bis zum

Fest, das das schönste aller Feste geblieben ist, auch in unserer unruhigen Zeit. Einige Männer aber aus der tausendköpfigen Belegschaft haben daheim den Kindern sagen müssen, daß der Weihnachtsmann diesmal am ersten Feiertag morgens kommt. Sie müssen am Heiligen Abend arbeiten. So haben sie vielleicht die Kleinen getröstet: Als ich noch ein Junge war, hatten wir immer morgens Bescherung, und das war genauso schön! Hochöfen kann man nicht abstellen wie den Gasherd in der Küche. Sie bleiben wie an jedem Sonntag oder Feiertag in Betrieb, aber die Ge-

Kalte Schicht am Heiligen Abend



bläse arbeiten nur mit halber Kraft. Die Männer an den Öfen sind nicht die einzigen in dieser „kalten Schicht“, ihre Kollegen in den Versorgungsbetrieben können ebensowenig für drei Tage alles abschalten oder aus der Hand legen. Strom, Dampf und Wasser aus der Kraftzentrale müssen weiterfließen, die Pumpenhäuser kann man nicht allein lassen, einige Lokführer müssen auch über die Festtage hin die nötigsten Versorgungsfahrten machen, und schließlich können sich die Werkschutzleute und die Männer der Feuerwehr und der Unfallstationen nicht allein auf den schützenden Weihnachtsmann verlassen.

Doch diese Männer wollen auch am Arbeitsplatz nicht ganz auf die Stimmung verzichten, die uns die Weihnachtszeit oder gar der Heilige Abend schenkt. Schon im Advent steht hier und

da eine geschmückte Tanne, die am Abend in Lichtern erstrahlt. Wenn dann die Weihnachtsglocken läuten, sind in der Nachtschicht in einem großen Werk wie der Westfalenhütte nur in einem einzigen Raum mehrere Männer beisammen, die dann vielleicht auch eines der alten Lieder anstimmen, und das ist bei der Werksfeuerwehr. Die anderen Kollegen dieser stillen Schicht stehen verstreut als Werkschutz auf ihren Posten, machen ihren gewohnten Rundgang oder fahren die Lok durch ausgestorbene Hallen. Ihre Weihnacht findet um eine Schicht später statt, oder sie drehen schon wieder an Ventilen, während die anderen die Kerzen am Baum am zweiten Feiertag noch einmal anzünden. Sie halten das Eisen warm, denn nach diesen Tagen wird am Ofen wieder mit voller Kraft geblasen.



KUNSTSTOFF AUF STAHL = PLATAL

Nicht weniger als 5000 Kunststoffe werben heute um die Gunst des Kunden, und die meisten unter ihnen nahmen in irgendeiner Form an der jüngsten Parade der Kunststoffe teil – an der vierten Internationalen Fachmesse „Kunststoffe 1963“ in Düsseldorf. Da gab es den Kunststoff-Autoreifen zu sehen, der ruhig platzen kann, ohne seine Form zu verlieren; fürs Krankenhaus lag ein Fußboden bereit, der von selbst alle Krankheitskeime tötet; die Hausfrau fand Spaß an Töpfen und Kannen, die man nach Gebrauch zusammendrücken und im kleinsten Schubfach verstauen kann, und die zusammenrollbare Liegewiese überzeugte nur deshalb noch nicht ganz, weil das auf ihr wachsende Gras echt war und gelegentlich gegessen werden mußte ...

Kunststoffe rücken vor

Diese Messekuriositäten haben dem schaulustigen Laien sehr bildhaft zu verstehen gegeben, daß es heute kaum einen Winkel unseres Lebens gibt, in den Kunststoffe noch nicht Einzug halten. Einige Zahlen mögen diesen Eindruck auf ihre sachliche Weise bestätigen und vertiefen:

So betrug beispielsweise im Jahr 1959, als die dritte Internationale Kunststoffmesse stattfand und Hoesch den neuentwickelten Verbundwerkstoff Platal vorstellte, die Kunststoffproduktion der Bundesrepublik 0,84 Millionen Tonnen. 1963 – nur vier Jahre später – werden bei einer Weltproduktion von insgesamt etwa 10 Millionen Tonnen annähernd 1,4 Millionen Tonnen Kunststoffe in der Bundesrepublik erzeugt, so daß Westdeutschland heute in der Kunststofferzeugung hinter den Vereinigten Staaten (mit 3,6 Millionen Jahrestonnen) an zweiter Stelle der Welt steht.

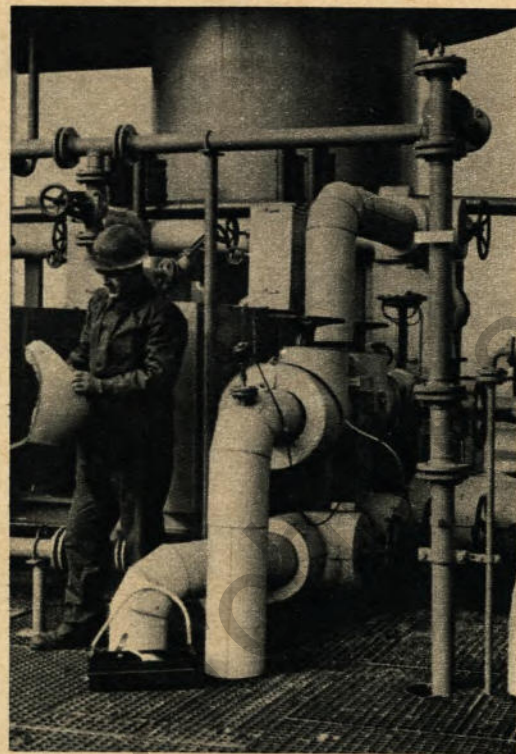
Etwa 40 v. H. der erzeugten Kunststoffe werden in Deutschland als Ausgangsstoffe verbraucht

AUF DER KUNSTSTOFFMESSE 1963





1



3



2



4

– beispielsweise für chemische Fasern oder Lacke –, während 60 v. H. als Werkstoffe verwendet werden. Dieser Werkstoffanteil steht im Wettbewerb mit dem Stahl.

Kunststoff und Stahl verbinden sich

Daß Kunststoff und Stahl aber nicht unbedingt gegeneinander kämpfen, sondern auch vereint um den Kunden werben können, hat Hoesch schon vor vier Jahren mit Platal bewiesen, als dieser neuartige Verbundwerkstoff, der die Vorteile beider Werkstoffe miteinander vereinigt, auf den Markt gebracht wurde.

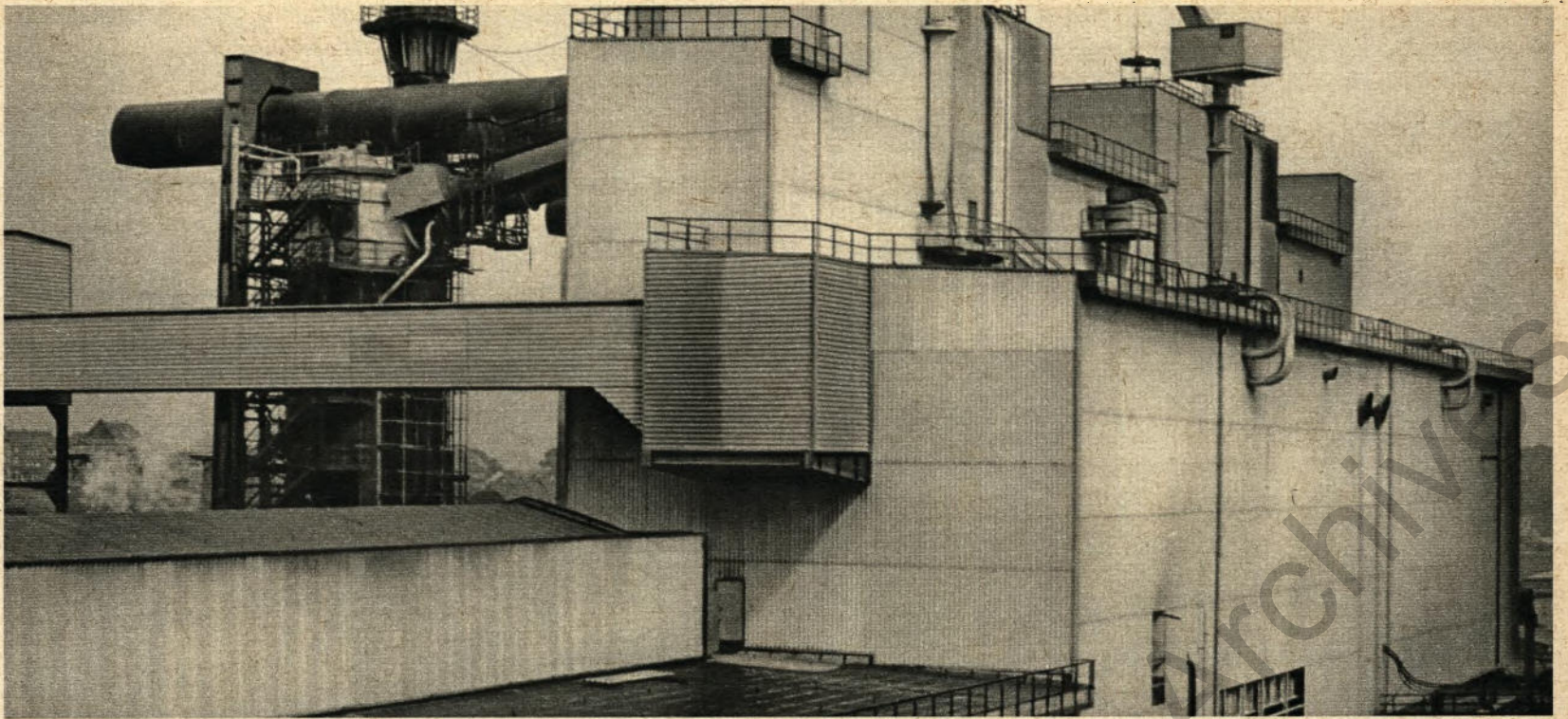
Auf der Kunststoffmesse 1959 zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgestellt, hat Platal mittlerweile einen bedeutsamen Platz unter den Hoesch-Erzeugnissen eingenommen. Ob als Fassadenverkleidung, Haustür oder Bedachungsblech, ob als korrosionsfester Isoliermantel oder als Beleuchtungskörper, ob als Aschenbecher, Puderdose oder als Innenverkleidung in Läden oder Wohnungen – Platal hat auf allen Anwendungsgebieten gehalten, was es vor vier Jahren versprochen hatte.

So ist es kein Wunder, daß auch in diesem Jahr viele Gäste unseren Ausstellungsstand auf der Düsseldorfer Kunststoffmesse besuchten und sich an der Vielzahl der ausgestellten, aus Platal gestanzten, gebogenen, gefalteten, gepreßten oder gezogenen Fertigteile eingehend über die Qualität und die guten Verarbeitungsmöglichkeiten von Platal unterrichteten.

Unsere Trierer Walzwerk AG, die Platal entwickelt hat und heute auf einer eigens errichteten Fertigungsstraße erzeugt, sorgte in diesem Jahr aber noch für einen zusätzlichen Anziehungspunkt unseres Messestandes: sie stellte Pladur vor, einen vor allem für die Außenverkleidung bestimmten, preiswerten Werkstoff. Pladur besteht aus einem verzinkten Blechkern, den ein gleichmäßig und unter strenger Kontrolle eingebrannter Lacküberzug vor allen Witterungseinflüssen schützt. Beide Werkstoffe sind Beispiele dafür, daß Hoesch die Vorzüge des Kunststoffes nicht wegzuleugnen suchte, sondern sich schon frühzeitig mit dem Kunststoff verbündete – und so auch auf diesem Gebiet mit dem technischen Fortschritt Schritt hielt.



5



6



7

1 Wie vielseitig Platal heute angewendet wird, veranschaulichen die Bilder, deren erstes zwei Ausstellungshallen auf dem hannoverschen Messegelände zeigt, bei denen nicht nur die Wände, sondern auch die Stoßstellen der Scheiben mit Platal verkleidet sind

2 Immer mehr wird Platal verwendet, wenn es darum geht, alte Geschäfte zu modernisieren oder neue einzurichten. Unser Bild gibt einen Blick in ein französisches Selbstbedienungsgeschäft wieder, in dem die Rück- und Seitenwände der Regale, die Ablageplatten und die Verkleidung der Kühltruhen aus Platal bestehen

3 Für die chemische Industrie ist Platal wichtig, weil es sich als Blechmantel über wärmeisolierten Rohrleitungen in der aggressiven Atmosphäre dieser Werke besonders widerstandsfähig erwiesen hat

4 Mehrere dieser Kamine – sie stehen in Berlin – sind mit Platalmänteln umgeben. Auch hier schützt Platal das mit Isoliermasse umgebene Stahlrohr, aus dem der Schornstein besteht

5 Auch im Fahrzeugbau – gleichgültig, ob Innen oder außen – wird Platal gern verwendet, denn dieser neuartige Verbundwerkstoff von Hoesch hat sich überall gut bewährt, wo er bisher eingesetzt wurde

6 In Dortmund ist ein neu errichtetes Blasstahlwerk mit Platal verkleidet

7 Platal eignet sich auch für Innenräume, wie dieser Blick in ein Büro bestätigt: die Wände und die Abdeckleisten vor den Heizkörpern und der indirekten Beleuchtung sind aus Platal



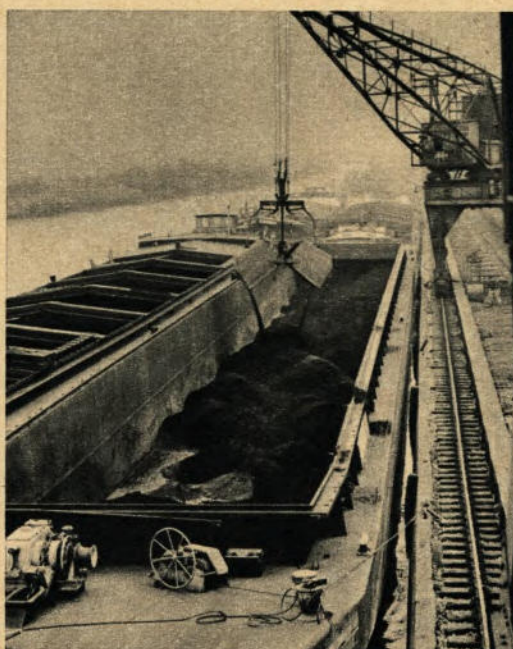
Wasser- bahnhof für Kohle und Koks

**Der Hafen der Hoesch AG Bergbau
am Rhein-Herne-Kanal**

Langsam rollt der Kohlenzug an der 400 Meter langen Kaimauer des Hafens der Hoesch AG Bergbau in Essen entlang. Die Waggon schieben sich durch die breitstehenden Beine eines der drei elektrischen Portal-drehkräne. Unwillkürlich aber geht der erste Blick des Besuchers

auf den vierten Kran, auf den mächtigen Brückenkran.

Die 90 Meter lange Brücke steht rechtwinklig zum Kanalufer auf Stützen, die 60 Meter auseinanderliegen. Der elektrische Antrieb macht nicht nur die Laufkatze und den über 10 Meter ausladenden Hebearm beweglich, er fährt auch die ganze auf Schienen stehende Brücke am Kai entlang. So kann der Kranführer in der gläsernen Kanzel seinen stählernen Arm an jeden Punkt der 78000 Quadratmeter großen Lagerfläche lenken und das zu verladende Gut über



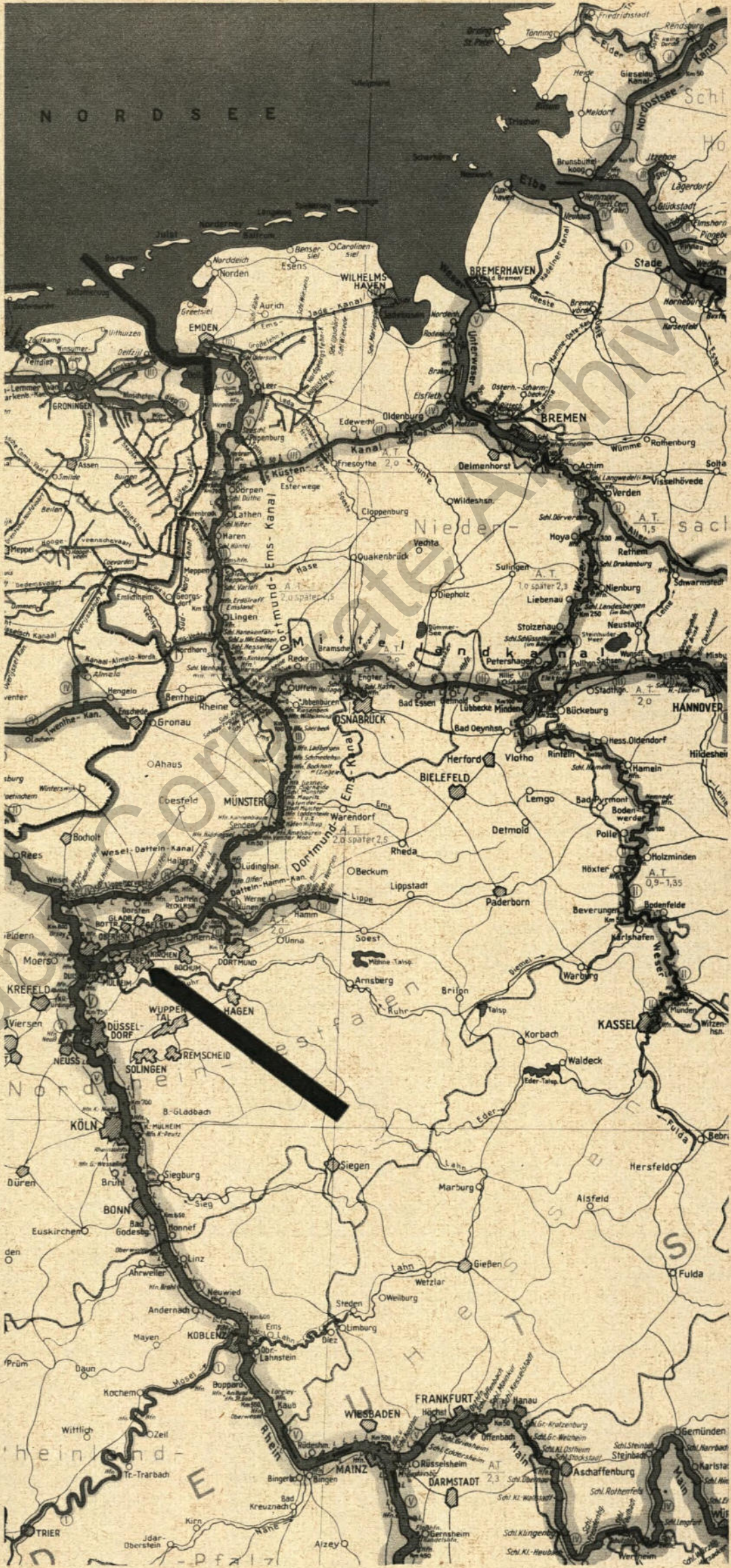
haushohe Kohlen- und Koksberge hinweg, über Schienenstränge und beladene Güterzüge in die Ladeluken der Schiffe heben.

An manchen Tagen aber öffnen sich die von den Waggonen abgehobenen Kübel über den Halden, wenn das über die Schienenstränge von verschiedenen Zechen angelieferte Gut nicht gleich verladen, sondern zunächst auf dem Hafengelände gelagert werden soll. Damit wird neben dem Umschlag von Kohle, Koks und sonstigen Gütern die zweite wichtige Aufgabe des Hafens deutlich: als Lagerplatz für die Altenessener Schachtanlagen zu dienen. Die vier Kräne, von denen einer 10 Tonnen und die anderen drei je 12,5 Tonnen heben, bewegten im Kalenderjahr 1962: 865836 Tonnen Güter. Sie wurden von den Schiffen gelöscht, auf sie verladen oder auf die Halden abgeschüttet.

**Auch Küstenschiffe bis Essen
Tankschiffe für den Teer**

Immer mehr setzt sich das Motorschiff gegenüber den Kähnen hinter Schleppern durch. Die „Selbstfahrer“ machen heute etwa 60 v. H. aller Binnenschiffe aus. Abwechslung kommt in den Hafen ohne Romantik nur dann, wenn ein „Kümo“ anlegt. Solche Küstenmotorschiffe

- 1 Tonne um Tonne fällt in den mächtigen Laderaum des Schiffes. Der Portalkran hat die beiden Hälften des Kohlenkübels auseinandergeklappt, jetzt kann er wieder auf den Waggon – rechts vom Bildrand, nicht mehr sichtbar – aufgesetzt werden
- 2 So hilft der Kübelanschläger mit seinem verlängerten Arm dem Kranführer; mit den Greifern die Haltedorne der Waggonkübel zu treffen, wenn die einzelnen Kübel zum Entleeren abgehoben werden sollen
- 3 Oben auf der Verladebrücke richtete sich die Kamera auf den modernen Brückenkran, der die ganze Fläche des 78000 Quadratmeter großen Freilagerplatzes überfahren und mit seinem weit ausladenden Arm erreichen kann. Im Hintergrund ragen die Türme unserer Schachtanlage Emil-Emscher auf
- 4 Die Karte der Wasserstraßen der Bundesrepublik zeigt die zentrale Lage des Ruhrgebietes. In alle Himmelsrichtungen verzweigen sich die Wasserstraßen zwischen der Nordsee und den Alpen, zwischen dem Ärmelkanal und Berlin



„wagen“ sich aus der engen Straße durch das Land auch auf die offene See und ziehen ihre Bahn etwa bis Hamburg ohne Lastenumschlag weiter durch die Nordsee. Einmal in der Woche macht im Hoesch-Hafen auch ein Tankschiff fest. Dann fließt der Teer durch eine Rohrleitung aus den Hafentanks in zähem, gleichmäßigem Strom in die Schiffsbunker. 1200 Tonnen Teer faßt ein solches Tankschiff, die Lastkähne und Motorschiffe dagegen unterscheiden sich in der Größe und nach der entsprechenden Tragfähigkeit zwischen 125 Tonnen und 1350 Tonnen. Während fast lautlos fremde Schiffe am Hafenbecken vorübergleiten, wiederholen sich in gleichmäßigem Rhythmus die dumpfen Schläge, mit denen sich die Greifarme der Kräne an die Waggonkübel klammern. Die Seile straffen sich, wieder hebt sich ein Kübel mit Kohle von dem Rahmen auf Rädern ab. Er schwebt in die Höhe, schwankt mit der Seitwärtsbewegung des Krans, senkt sich über die offene Schiffsluke und öffnet sich in zwei seitwärts klappende Hälften: die Kohle rutscht in den Schiffsleib. Ruckartig zieht der Kranführer wieder an, der Kübel schließt sich während der schwebenden Fahrt zurück auf das Waggonuntergestell.

Grubenholz aus Skandinavien

Im Kalenderjahr 1962 wurden in unserem Hafen in Altenessen insgesamt 634070 Tonnen geladen und gelöscht. Dazu hatten 956 Schiffe den Hafen angelaufen. Der weitaus größte Teil von ihnen machte unbeladen fest, um Brennstoffe von den Zechen aufzunehmen, die beladenen Schiffe löschten 21649 Tonnen Grubenholz aus Schweden, Finnland oder Rußland und 2106 Tonnen Sand und Kies aus der Mosel, zusammen also 23755 Tonnen. Nach Art und Tragfähigkeit schlüsselten sich die Schiffe nach der Übersicht am Ende des Berichtes auf. Während die Tankschiffe mit Teer ihre Ziele nach den Angaben der Gesellschaft für Teerverwertung in Duisburg ansteuerten, fuhren die mit schwefelsaurem Ammoniak beladenen Schiffe nach Rotterdam, wo die Ladung in Hochseeschiffe umgeschlagen wurde. Von insgesamt 8588 Tonnen Ammoniak gingen 4700 Tonnen nach Rhodesien, 2811 Tonnen nach Südafrika und 1177 Tonnen nach Spanien. Kohle und Koks jedoch nehmen naturgemäß den weitaus größten Teil der hier umgeschlagenen Güter ein. Getrennt nach den Sendungen ins Ausland und in das Inland teilten sich 1962 insgesamt 561722 Tonnen Kohle und Koks auf.

Von den Nachbarländern steht Italien an der Spitze der Abnehmer, gefolgt von Belgien und Frankreich. Auf innerdeutschen Wasserwegen bringen die Schiffe unsere Kohle in höchsten Anteilen nach Berlin und durch den Oberrhein und den Main nach Süddeutschland. Wenn die Kanalisierung der Mosel, über die wir in Heft 10/1963 von WERK UND WIR berichteten, abgeschlossen sein wird, kann unsere Kohle, die für Luxemburg und Frankreich bestimmt ist, diesen verkürzten und damit schnelleren Weg nach Westen nehmen.

Rekorde in der Binnenschifffahrt

Unser Rundgang durch den Hafen der Hoesch AG Bergbau endet im Büro von Hafenmeister Eichelhardt. Hier laufen die Meldungen der Reedereien über die Ladetiefen zusammen, die sich nach dem Wasserstand der Flüsse richten, die die Schiffe auf dem Weg zu den Bestimmungshäfen zwischen Basel und Rotterdam oder Hamburg durchfahren. Dabei fällt unser Blick auf eine große Landkarte an der Wand: Zwischen der Nordsee und den Alpen, zwischen dem Ärmelkanal und Berlin verlaufen in gewundenen Linien die Wasserstraßen der Bundesrepublik und der Nachbarländer. Im Herzen des Netzes liegt das Ruhrgebiet, das wie eine Riesenstadt gleich von drei Wasseradern durchzogen ist, dem Wesel-Datteln-Kanal, dem Rhein-Herne-Kanal und der kanalisierten Ruhr von Duisburg-Ruhrort bis Mülheim. Daran anschließend recken sich wie Spinnenarme die farbig markierten Wasserlinien nach Nordwesten bis in das Rheindelta, nach Norden als Dortmund-Ems-Kanal und Küstenkanal bis Emden und Bremen, sie finden einen Nebenarm im Mittellandkanal in Richtung Hannover-Berlin und reichen schließlich nach Süden durch den Rhein in die Mosel und den Main. Die große Bedeutung des westdeutschen Kanalnetzes für das Ruhrgebiet mit einer Gesamtlänge von 600 Kilometern mag hier als Nachweis nur eine Zahl erhellen: Der Binnenschiffsverkehr auf den westdeutschen Kanälen erreichte in den letzten Jahren Rekordzahlen, die über 50 Millionen Tonnen verladener Güter lagen. Davon trägt die Hauptlast die Südstrecke des Dortmund-Ems-Kanals, der sich an den Rhein-Herne-Kanal, an dem auch unser Hafen liegt, anschließt. Bevor der Dortmund-Ems-Kanal im Jahre 1899 dem Verkehr übergeben wurde, war er für nur 4,5 Millionen Tonnen auf langsamen Schleppkähnen transportierter Güter im Jahr geplant worden.

	Schiffe mit eigenem Antrieb		Schiffe ohne eigenen Antrieb		Zusammen	
	Stück	Tragfähigkeit in Tonnen	Stück	Tragfähigkeit in Tonnen	Stück	Tragfähigkeit in Tonnen
Beladene Schiffe	70	36 706	3	2 372	73	39 078
Unbeladene Schiffe	488	292 869	395	433 668	883	726 537
Zusammen	558	329 575	398	436 040	956	765 615

Die unbeladenen Schiffe verließen im gleichen Zeitraum unseren Hafen mit Gütern nach folgender Übersicht:

	In westlicher Richtung		In östlicher Richtung		Zusammen	
	Stück	Tonnen	Stück	Tonnen	Stück	Tonnen
Teer	30	28 196			30	28 196
Granulat- und Kesselasche			76	11 709	76	11 709
Schwefelsaures Ammoniak	11	8 688			11	8 688
Koks	9	3 921	20	7 457	29	11 378
Kohlen	554	462 385	183	87 959	737	550 344
Zusammen	604	503 190	279	107 125	883	610 315

Dortmund und Hoesch

Wilhelm Hansmann ist tot. Einer der seltenen Menschen, die ihr Leben ganz in den Dienst des Gemeinwohls stellen, ist von uns gegangen. Zwei Tage vor seinem 77. Geburtstag verschied am 27. Oktober 1963 der Ehrenbürger und frühere Oberstadtdirektor Dortmunds, der auch uns als stellvertretender Vorsitzender im Aufsichtsrat der Hoesch AG, als Vorsitzender des Beirates der Hoesch AG Westfalenhütte und als langjähriger Vorsitzender des Aufsichtsrates der ehemaligen Hoesch Bergwerks AG eng verbunden war. Am letzten Oktobertag nahm Dortmund Abschied von Wilhelm Hansmann, der allen Dortmundern als „Motor des Wiederaufbaus“ in lebendiger Erinnerung bleiben wird, wie Oberbürgermeister Keuning vor den Tausenden aussprach, die dem Toten das letzte Geleit gaben. Auch für uns sind diese Worte gültig, denn Wilhelm Hansmann hatte nach dem furchtbaren Zusammenbruch am Aufbau und am Ausbau unserer schwerzerstörten Werke und Schachtanlagen kaum weniger großen Anteil als am Wiederaufbau seiner geliebten Heimatstadt Dortmund. Am 29. Oktober 1886 in Eichlinghofen geboren, erlernte Wilhelm Hansmann zunächst das Gärtnerhandwerk, besuchte später eine Hamburger Mittelschule und danach von 1906 bis 1908 die Freie Hochschule in Berlin. Als er selbst als Bergmann unter Tage arbeitete, führten ihn eigene Überzeugung und das Beispiel des Vaters Heinrich Hansmann, des Mitbegründers und langjährigen Sprechers des alten Bergarbeiterverbandes, zur Gewerkschaftsbewegung, der er ein langes, durch Tiefen und auf Höhen führendes Leben treu blieb. Als aktiver Gewerkschafter und Sozialdemokrat wurde Wilhelm Hansmann schon mit 33 Jahren Landrat des Landkreises Hörde. Nach der Eingemeindung Hördes in die Stadt Dortmund war er als Landrat des Ennepe-Ruhr-Kreises in Hattingen bis 1932 und als Vertreter der SPD im Preußischen Landtag bis 1933 tätig. Im sel-

▼ Die beiden Bilder der Wilhelm-Hansmann-Siedlung sollen daran erinnern, welche Bedeutung Wilhelm Hansmann schon seit den ersten Tagen des Wiederaufbaues dem Wohnungsbau zumaß. Das geht vielleicht aus nichts besser hervor als aus dem Wort, das er einmal zu unserem Aufsichtsratsvorsitzenden sagte: „Jeder Vogel hat, wenn er auf die Erde kommt, ein warmes Nest. Und der Mensch? Hat er sein Nest? Ein Nest vielleicht! Aber ein warmes?“



trauern um WILHELM HANSMANN

ben Jahre mußte er als unerschrockener und kompromißloser Gegner des nationalsozialistischen Regimes Land und Familie verlassen, nachdem er nur wie durch ein Wunder dem gewaltsamen Tode entgangen war. In der furchtbaren Nacht, in der ihn ein nationalsozialistisches Rollkommando zusammen geschlagen und für tot vom Lastwagen geworfen hatte, begannen die abenteuerliche Flucht nach Frankreich, die Notjahre der Emigration in diesem Lande und dann von dort 1940 die waghalsige Flucht durch das Montblanc-Massiv in die Schweiz und die letzten Jahre des Hitlerkrieges im schweizerischen Internierungslager.

Als Krieg und Nationalsozialismus ihr furchtbares Ende genommen hatten, kehrte Wilhelm Hansmann in seine Vaterstadt zurück. Am 14. Dezember 1945 wurde er in den Rat berufen und am 8. Februar 1946 zum Oberbürgermeister und, als Besatzungsrecht die Unterscheidung zwischen dem Oberbürgermeister als dem Haupt des Rates und dem Oberstadtdirektor als dem der Verwaltung schuf, am 16. April 1946 zum Oberstadtdirektor gewählt. Kraftvoll und umsichtig nahm er die Geschicke der Stadt Dortmund in die Hand. Er prägte der Stadtplanung, die als eine der gelungensten der Bundesrepublik anerkannt wird, den Stempel seiner starken Persönlichkeit auf; er förderte den sozialen Wohnungsbau, wo er nur konnte, war ein rechter Schutzherr des Kleingartenwesens und gab die Anregung für den Grünen Kreis, für den Tiergarten und für die neue Westfalenhalle. Auch die Wissenschaften fanden in ihm einen stets aufgeschlossenen und tatkräftigen Förderer: die Sozialakademie insbesondere, deren Mitbegründer er war, die Sozialforschungsstelle und die Max-Planck-Institute in unserer Stadt. So bestätigte ihn denn dreimal der Rat der Stadt einstimmig in seinem Amt, und nachdem er am 31. Dezember 1954 in den Ruhestand getreten war, verlieh ihm die Stadtvertretung das Ehrenbürgerrecht seiner Heimatstadt und räumte ihm auch auf Lebenszeit im Stadtparlament einen Sitz mit beratender Stimme ein.

Aber auch in überörtlichen Gremien suchte man seinen Rat und fand in ihm einen stets hilfsbereiten Mitarbeiter: den Landschaftsverband Westfalen hat eigentlich erst er recht arbeitsfähig gemacht – damals zusammen mit unserem unvergessenen Dr. Bernhard Salz-

mann –; jahrelang war er tatkräftig im Deutschen Städtetag tätig und ebenso selbstverständlich im „Kuratorium Unteilbares Deutschland“.

Wilhelm Hansmanns Temperament erlaubte dem bei seiner Pensionierung 68jährigen immer noch nicht, ein geruhsam-beschauliches Leben zu führen. Er setzte vielmehr seine vielfältige Tätigkeit zum Wohl der Allgemeinheit in zahlreichen Gremien gerade auch der Wirtschaft fort, von denen hier nur die Aufsichtsräte der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen, der Dortmunder Stadtwerke, der Konsumgenossenschaft Dortmund-Hamm-Bochum und der Westfalenhallen AG genannt seien, in denen er den Vorsitz führte. Selbstverständlich blieb sein Rat auch den Hoesch-Werken erhalten, die seinem breiten Wissen und seiner reichen Erfahrung bereits viel zu verdanken hatten.

Denn schon von 1947 an gehörte Wilhelm Hansmann dem Aufsichtsrat der Westfalenhütte und seit Anfang 1952 auch dem Aufsichtsrat der damaligen Hoesch Bergwerks AG an.

Nach der Neuordnung der Hoesch-Werke im Jahr 1952 übernahm er als Sprecher der Arbeitnehmerseite im Aufsichtsrat der Holding den stellvertretenden Vorsitz in diesem Aufsichtsrat. Unermüdlich setzte er sich in all den Jahren, die ihn immer fester mit Hoesch verbanden, für den umsichtigen Ausbau unserer Werke ein, genau wie er ungezählte Male mit temperamentvollem Wort die vielfältigen Probleme um Mensch und Arbeitsplatz zum Besten für Werk und Belegschaft lösen half. Diese Verdienste um Hoesch – insbesondere auch um unseren Wohnungsbau – würdigte an Wilhelm Hansmanns 75. Geburtstag der Aufsichtsrat der Hoesch AG mit dem einstimmig gefaßten Beschluß, der in Dortmund-Wambel errichteten schönsten Hoesch-Siedlung den Namen „Wilhelm-Hansmann-Siedlung“ zu geben; dieser Namensgebung stimmte die Stadt freudig zu. Nur zwei Jahre nach dieser Ehrung ist Wilhelm Hansmann von uns gegangen – ein Mann, der soziales Empfinden mit unternehmerischem Blick und großer Umsicht verband, ein Mann, der zu jeder Zeit offen und ohne Falsch vor die Welt trat, ein Mann, dessen ganzes Streben immer und in erster Linie darauf gerichtet war, das Leben der arbeitenden Menschen zu verbessern. Hoesch hat mit Wilhelm Hansmann einen treuen Berater und einen stets zuverlässigen Freund verloren, dessen Handeln die ihm eigene tiefe Güte und reine Menschlichkeit zu jeder Stunde und bei jeder Entscheidung bestimmten.

Als das Stadtparlament in einer Festsitzung Wilhelm Hansmann mit dem Ehrenbürgerrecht ehrte, faßte er, sichtlich gerührt, seinen Dank in nur zwei Worten zusammen: „Seid einig!“ Das ist sein Vermächtnis, und wer auch immer an ihn denkt, muß sagen: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem; ihr werdet selten einen besseren finden“.

Wir werden ihn nicht vergessen.



Mit doppelter Kraft

Zweite Fördermaschine im Hansenschacht

Wer Altenessen kennt, kennt auch den Förderturm des Hansenschachtes – vermutet aber gewiß nicht, daß in diesem Turm ein Saal, groß wie eine Turnhalle, untergebracht ist. Ganz oben – gleich unter dem blauen Hoesch-H – ist dieser 375 Quadratmeter große und elf Meter hohe Raum zu finden, in dem die erste Fördermaschine des Hansenschachtes im Februar 1961 und die zweite vor wenigen Wochen in Betrieb ging.

Über den Dächern der Stadt

50 Meter über der Stadt schlägt in diesem hellgekauelten, blitzblanken und lichtdurchfluteten Saal fast unhörbar das Herz des Hansenschachtes. Und seit kurzem schlägt es sogar doppelt stark, denn zu dem ersten Fördermotor ist ein zweiter hinzugetreten, der ebenfalls 4600 Kilowatt leistet und eine Treibscheibe mit einem Durchmesser von fünf Metern bewegt, die wie die erste zu einem Drittel unter den Flur des Saales versenkt ist.

Ein Musterbeispiel der Rationalisierung

Beide Fördermaschinen zusammen fördern heute fast ohne menschliches Zutun bis zu 9000 Tonnen Rohkohle täglich, das heißt: die gesamte Förderung unserer Schachanlage Fritz-Heinrich – eingeschlossen die der Betriebsabteilung Wilhelmine-Victoria – ist nunmehr auf den Hansenschacht vereinigt.

Damit ist die letzte einer Reihe von Rationalisierungsmaßnahmen abgeschlossen, die in den letzten Jahren auf Fritz-Heinrich verwirklicht wurden. Erinnern wir uns nur an die drei wichtigsten Schritte: an den Bau des Hansenschachtes mit dem neuen Förderturm und zunächst einer und nunmehr auch der zweiten Fördermaschine (Hefte 6/1958, 7/1959, 3/1961), an den darauf abgestimmten Ausbau des Füllortes auf der 8. Sohle mit der automatischen Schachtbeschickung (Hefte 8/1961, 8/1963) und an die Vereinigung der beiden Schachtanlagen Fritz-Heinrich und Wilhelmine-Victoria zu einer fördertechnischen Einheit (Hefte 9/1960, 12/1961, 5/1962) – ohne zu vergessen, daß daneben auch die Mechanisierung des Abbaus ununterbrochen vorangetrieben wurde. Schon dieser stichwortartige Rückblick läßt erkennen, wie sorgfältig alle Rationalisierungsmaßnahmen aufeinander abgestimmt waren und wie sehr sie dazu beigetragen haben, daß auf unserer Schachanlage Fritz-Heinrich heute so rationell wie möglich Kohle abgebaut und zu Tage gefördert wird ...

Schneller als ein Auto in der Stadt

Doch kehren wir zurück in den Hansenschacht, hinauf in den „Turnsaal“ der Fördermaschinen. Wie durch Geisterhand bewegt, setzen sich die

mächtigen, trommelförmigen Treibscheiben in Bewegung, über denen je vier – von unseren Dortmunder Drahtseilwerken gefertigte, 48 Millimeter dicke Seile liegen, an denen wiederum die beiden Förderkörbe hängen. Mit 18 Metern in der Sekunde oder 65 Kilometern in der Stunde jagen die Förderkörbe schneller als ein Auto im Stadtverkehr zwischen der Hauptfördersohle in 850 Meter Teufe und der Hängebank über Tage hin und her und heben dabei in sechs Förderwagen je Förderkorb 18 Tonnen Kohle ans Tageslicht.

Gesteuert werden beide Fördermaschinen von je einem Schaltpult, das in Hufeisenform einen bequemen Sessel umschließt – einen Sessel, der allerdings zumeist leer bleibt, obwohl die aufleuchtenden und wieder erlöschenden Schriften und Zeichen am Teufenanzeiger und an der Signalsäule so deutlich wie die kreisende Treibscheibe selbst verraten, daß die Förderung in vollem Gang ist.

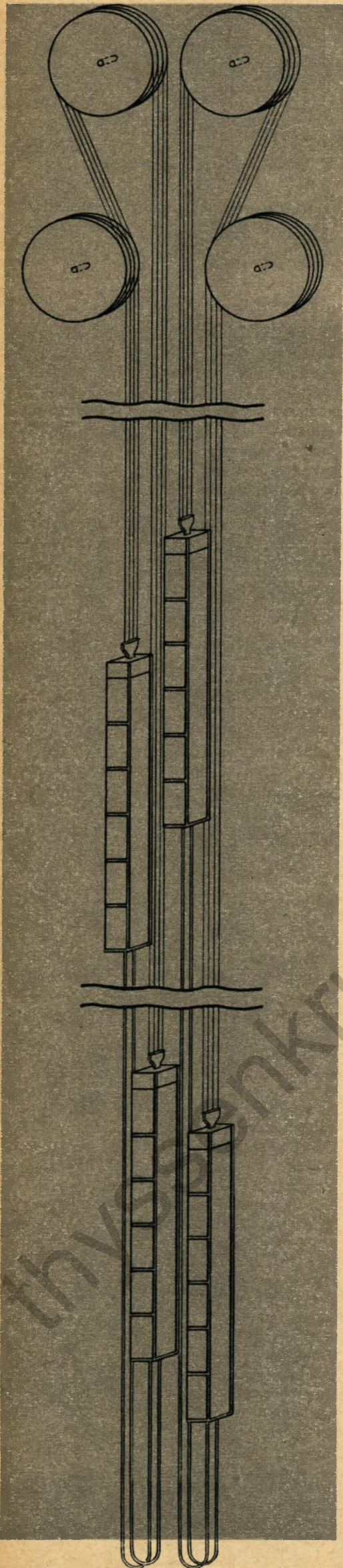
Auch auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes, am Steuerpult der neuen Fördermaschine, treffen wir einen unbesetzten Steuersessel. Und doch verlangsamt sich auch hier ohne sichtbaren Anlaß gerade im richtigen Augenblick das Tempo der Treibscheibe. Kraftvoll packen die übermannshohen Bremsbacken die silbern glänzende Brems Scheibe, und irgendwo unter uns bleibt der Förderkorb auf den Zentimeter genau stehen.

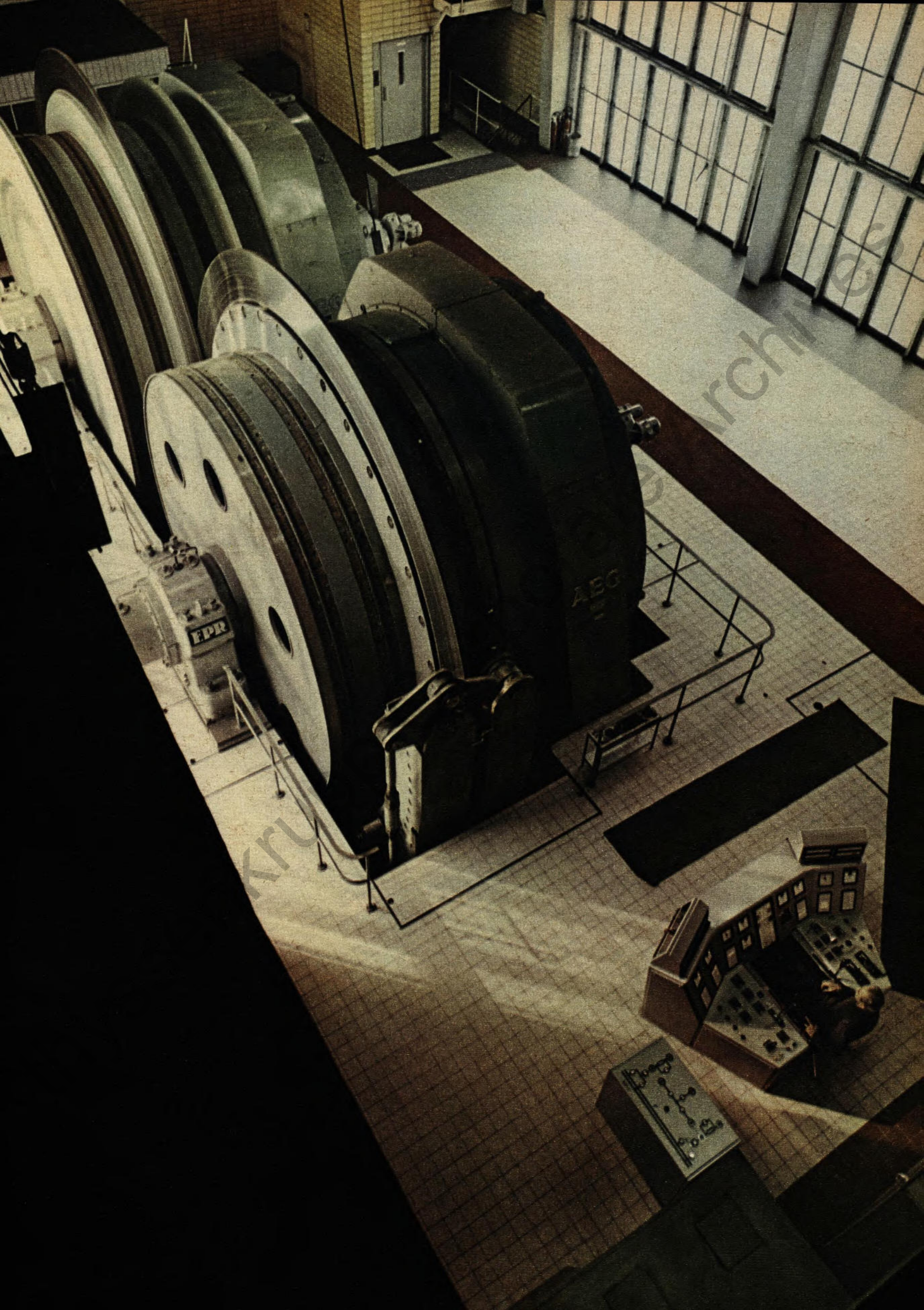
Der Maschinist überwacht

Erst ein paar Schritte weiter begegnen wir dem Fördermaschinisten. Er war auf einem Kontrollgang um die Fördermaschinen und zeigt keine Eile, zu einem der beiden Schaltpulte zu gelangen. „Wozu auch? Die Förderung läuft ja vollautomatisch!“ erklärt er. „Ich überwache bei der Güteförderung die automatischen Anzeigen und greife nur ein, wenn es nicht richtig klappen sollte. Nur bei der Seilfahrt zum Schichtwechsel muß ich die Maschine von Hand steuern, wie es die Bergbehörde vorschreibt. Übrigens ist bei der Personenfahrt die Geschwindigkeit auf zwölf Meter in der Sekunde herabgesetzt.“

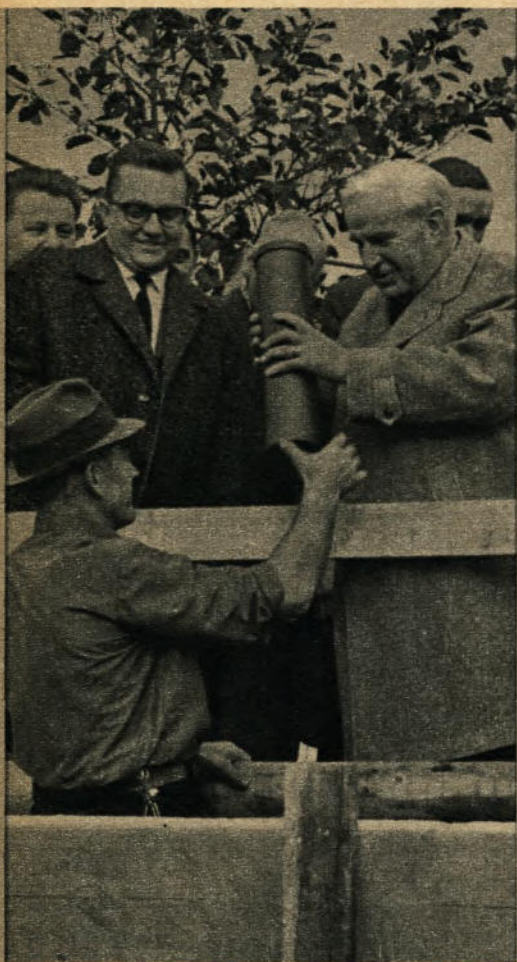
Beeindruckt beobachten wir an der Schalttafel und an der kreisenden Treibscheibe, wie reibungslos – im wahren Wortsinn – dieses Spiel der elektronisch angenommenen, weitergegebenen und immer wieder kontrollierten Befehle abläuft. Die neuzeitliche Regeltechnik hat während der jüngsten Rationalisierungs- und Mechanisierungsmaßnahmen ohne Zweifel auch den Bergbau erobert.

50 Meter über dem Erdboden – im Förderturm des Hansenschachtes – liegt dieser große Raum, in dem die Fördermaschinen untergebracht sind. Beide laufen automatisch, leisten 4600 Kilowatt und werden nur bei der Personenförderung von Hand gesteuert. Auf dem Farbbild sind deutlich die über der Treibscheibe liegenden – übrigens von unseren Dortmunder Drahtseilwerken gefertigten – Förderseile zu erkennen; wie die Seile mit den jeweiligen Förderkörben verbunden sind, soll die Zeichnung veranschaulichen





PASSIERT NOTIERT FOTOGRAFIERT



Nordwestlich der Stadt Hagen, acht Kilometer von Hohenlimburg entfernt, entsteht ein neues Kaltprofilwerk der Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg als erster Schritt zur Auflockerung der Hohenlimburger Betriebe. Das neue Kaltprofilwerk wird auf dem von Hoesch erworbenen 200 000 Quadratmeter großen Gelände bei Hagen etwa 11 600 Quadratmeter einnehmen. Am 29. Oktober legte Dr. Willy Ochel, Vorstandsvorsitzter der Hoesch AG, den Grundstein für das neue Werk – Grund„stein“ ist allerdings nicht wörtlich zu nehmen, denn Dr. Ochel legte, dem neuzeitlichen Betonbau entsprechend, einen

Hebel am Betonkipper um. Unser erstes Bild zeigt, wie ein Maurer aus der Hand Dr. Ochels eine Stahlkapsel in Empfang nimmt, in der sich neben einer Urkunde und dem Bebauungsplan Münzen und Briefmarken befinden. Auf dem zweiten Bild betätigt Dr. Ochel gerade den Hebel am Betonkipper. Unter den Anwesenden sind auf diesem Bild v. l. n. r. Dr. Erich-Wilhelm Schulte vom Vorstand der Hoesch AG, ein Bauarbeiter, Dr. Heinrich Höhle vom Direktorium der Walzwerke Hohenlimburg und Sekretärin Ilse Conrads zu erkennen.



Der ehemalige französische Diplomat und Leiter der Kulturabteilung im Außenministerium, Monsieur De Bourbon-Busset, lebt heute als erfolgreicher Schriftsteller in Frankreich. Vom Deutsch-Französischen Kreis, Düsseldorf, zu einem Vortrag eingeladen, kam er nach Deutschland und nahm dabei die Gelegenheit wahr, die Westfalenhütte zu besuchen. Gemeinsam mit dem französischen Generalkonsul Wernert und Mademoiselle Grandmaitre, der Leiterin des Frankreichkreises der Auslands-gesellschaft, besichtigte Monsieur De Bourbon-Busset die Westfalenhütte. Auf unserem Bild v. l. n. r.: Monsieur De Bourbon-Busset, seine Gattin, Madame Wernert, Monsieur Wernert, Mademoiselle Grandmaitre.

Am 2. November war es soweit! Mit einem festlichen Jubiläumskonzert feierte der Hohenlimburger Werkschor sein zehnjähriges Bestehen. Fast drei Stunden lang erfreuten sich 600 Werksangehörige und Rentner mit ihren Familien an einem gelungenen Programm, das ihnen der von Musikdirektor Alfred Birkendahl dirigierte Chor darbot. Gäste waren die Bückeburger Jäger, die ebenfalls großen Beifall erhielten. Der Vorsitzende unseres Chors, Richard Bastian, sprach bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, daß sich in Zukunft vor allem recht viele junge Mitarbeiter der schönen Gemeinschaft anschließen möchten.



100 JAHRE DÖRKEN AG

Im Oktober 1963 war die von Eduard und Heinrich Dörken in Gevelsberg gegründete heutige Dörken AG – über deren Geschichte wir in Heft 10/1963 berichteten – hundert Jahre alt. Am 7. November 1963 gedachte die Dörken AG in einer Feierstunde im Parkhaus zu Hagen des Tages ihrer Gründung. Franz Mayer vom Vorstand der Dörken AG begrüßte die Gäste, unter denen sich Vertreter der Deutschen Bundesbahn, des Kreises Ennepe-Ruhr, der Stadt Gevelsberg, der Südwestfälischen Industrie- und Handelskammer zu Hagen, des Arbeitgeberverbandes der Wirtschafts- und Fachverbände und der IG Metall neben den Vorstandsmitgliedern der Hoesch AG befanden. Dr. Albrecht Harr, Vorstandsmitglied der Hoesch AG und Aufsichtsratsvorsitzender der Dörken AG, hielt Rückschau auf die vergangenen Jahrzehnte und gab zugleich einen Überblick auf die zukünftigen Aufgaben des Unternehmens. Er sagte: „Das seit sechs Jahrzehnten vorwiegend für die Eisenbahn arbeitende Werk hat sich in seinen technischen Möglichkeiten stetig weiterentwickelt. Eine vierte, in Bau befindliche

Werkshalle wird gerade zum Zeitpunkt des hundertjährigen Bestehens das gesamte Erzeugungsprogramm der ebenfalls zur Hoesch AG gehörenden Becke-Prinz GmbH übernehmen. Das Werk tritt aus diesem Grunde voller Zuversicht den Weg in das zweite Jahrhundert an. Auf lange Sicht werden dadurch auch die Arbeitsplätze der angestammten Belegschaft gesichert sein.“

Als Vertreter des Betriebsrates hob Josef Pasch das vertrauensvolle Verhältnis zwischen Betriebsleitung und Belegschaft hervor. Glückwünsche überbrachten August Staat, stellvertretender Landrat des Ennepe-Ruhr-Kreises, Helmut vom Schemm, Bürgermeister der Stadt Gevelsberg, Dr. Hans Joachim Marschner von der Deutschen Bundesbahn, Ingo Kosmehl von der Südwestfälischen Industrie- und Handelskammer zu Hagen, Dr. Wolfgang Gercken vom Arbeitgeberverband und Dr. Otto Thomashoff für den Wirtschaftsverband Stahlverformung. Für die IG Metall sprachen Gustav Ellinghaus, Arthur Thiele und Willi Wortmann herzliche Glückwünsche aus.

▼ Fünfzig der hundert Jahre waren sie dabei

Fünfzig der hundert Jahre, in denen sich die Dörken AG zu einem Unternehmen entwickelt hat, das heute etwa vierhundertfünfzig Belegschaftsmitglieder beschäftigt, haben fünf ehemalige Mitarbeiter miterlebt. Der jüngste von ihnen trat vor zwei Jahren in den Ruhestand, der älteste wurde schon 1954 pensioniert. Dennoch gibt es keinen unter ihnen, der nicht auch heute noch mit starker Anteilnahme den Weg der Dörken AG verfolgt. Bei einem Rundgang durch das Werk, auf dem Betriebsratsvorsitzender Walter Schmale (dritter von rechts) die alten Kollegen führte, entstand unser Foto. Karl Rüggeberg (links auf unserem Bild) hat im Jahre 1911 bei der damaligen Gebrüder Dörken AG die Klempnerlehre aufgenommen; alles, was im

Werk an Reparaturen anfiel, ging später durch seine Hände. Emil Schürhoff (rechts daneben) kam 1908 zur Dörken AG und ist dort bis 1958 als Lohnschreiber tätig gewesen. Karl Kiepe (rechts neben Emil Schürhoff) ist schon 1899 in die Firma eingetreten. Er fuhr als Kraftfahrer in den ersten Jahrzehnten Paul Dörken, von dem Hoesch im Jahre 1929 das Unternehmen übernahm. Besonders eng mit dem Betrieb verwachsen ist Karl Bunge, der als kaufmännischer Lehrling 1911 in die Gesellschaft eintrat und dem schließlich als Prokurist das gesamte Rechnungs- und Finanzwesen unterstand (zweiter von rechts). Heinrich Timmerbeil (rechts) lernte bei der Dörken AG Schlosser, wurde 1930 Werkmeister und später Produktionsmeister in der Abteilung Rippenplatten; zur Zeit des Wiederaufbaus nach dem Kriege war er jahrelang Betriebsratsvorsitzender der Dörken AG.



1



2



3

1 Dr. Albrecht Harr, Vorstandsmitglied der Hoesch AG und Aufsichtsratsvorsitzender der Dörken AG (auf unserem Bild rechts), gab in seiner Ansprache einen Überblick über die Geschichte der Gesellschaft. Hier sehen wir ihn im Gespräch mit Franz Mayer (Mitte) und Dr. Richard Utsch (links), den Vorstandsmitgliedern der Dörken AG

2 Bundesbahnberrät Dr. Hans Joachim Marschner (links), Dr. Richard Utsch (Mitte) und Walter Otto, Vorstandsmitglied der Maschinenfabrik Deutschland

3 Unser Bild zeigt von links nach rechts (mit zugewandten Gesichtern) Kurt Haßler, Betriebsratsmitglied und Aufsichtsratsmitglied der Dörken AG, Walter Schmale, Betriebsratsvorsitzender und Mitglied des Aufsichtsrates der Dörken AG (halb verdeckt), und die Betriebsratsmitglieder Josef Pasch und Hugo Dörner

Die Stahlindustrie muß zusammenarbeiten



Eisenhüttentag 1963

Professor Dr. Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, nahm in seinem Vortrag auf dem diesjährigen Eisenhüttentag, an dem auch in diesem Jahr wieder mehr als 4000 Stahlfachleute aus aller Welt teilnahmen, zu den Gegenwartsfragen der Stahlindustrie Stellung. Dabei behandelte er besonders eingehend die Auswirkungen der Überkapazitäten in den Stahlindustrien vieler Länder. WERK UND WIR hat diese Frage wiederholt behandelt, weil gerade Hoesch besondere Anstrengungen gemacht hat, durch Vereinbarungen über Kapazitätsaustausch Überkapazitäten zu vermeiden. Im nachfolgenden Bericht gehen wir auf die Ausführungen Professor Dr. Schencks näher ein. Zugleich berichten wir über die wesentlichen Gedanken, die Professor Dr. Wenke in seinem ebenfalls auf dem Eisenhüttentag gehaltenen Festvortrag „Die geistige Leistungskraft, ihr Antrieb und Wirkungsraum in alter und neuer Zeit“ behandelt hat.

Einer der meistgenannten Begriffe auf dem Eisenhüttentag 1963 war der der „Überkapazität beim Stahl“. Professor Dr. Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, erklärte in seiner Ansprache, daß beim Bau immer fortschrittlicherer Produktionsbetriebe ungewollt auch die Kapazitäten weiter anstiegen, so daß sich die Unternehmen der Stahlindustrie auf einen jederzeit möglichen Stahlüberschuß in der Welt einrichten müßten. Einrichten bedeute aber vor allem, die eigenen Kosten zu senken, und diese Aufgabe fordere

wiederum, daß die einzelnen Gesellschaften Kapazitäten untereinander austauschten und vielleicht auch gemeinsam neue Werke bauten.

Mit Überkapazitäten auch in Zukunft rechnen

Professor Schenck stellte zu Beginn seines Vortrags fest, daß eine Überkapazität beim Stahl unbestreitbar vorhanden sei, daß es sich aber um eine Weltüberkapazität handle, deren Ausgangspunkt keineswegs in Deutschland zu suchen sei. Als Folge dieser Überkapazität ergäbe sich ein allseitiger Druck auf die Stahlmärkte der Welt, durch den wir besonders empfindlich getroffen würden. Die Rentabilität unserer Unternehmungen hänge nämlich von einem höheren Beschäftigungsgrad ab als die unserer Wettbewerber im Ausland; anders könne er sich jedenfalls nicht erklären, daß der verhältnismäßig geringe Erzeugungsrückgang beim Rohstahl von nicht ganz 10 v. H. innerhalb der letzten drei Jahre so stark das Ergebnis der deutschen Werke beeinträchtigt habe, während die amerikanische Industrie erhebliche Sprünge ihrer Erzeugungskurven ohne merkbare Schäden zu überstehen imstande sei.

Rückständigkeit können wir uns nicht leisten

Professor Schenck vertrat die Ansicht, daß die Werke dem Verfall der Preise nahezu machtlos

▼ Professor Dr. Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, erklärte in seinem Vortrag, daß der technische Fortschritt auch künftig Überkapazitäten in der Stahlerzeugung erwarten lasse, so daß Rationalisierung und Zusammenarbeit der Unternehmen um so notwendiger würden, wolle man dennoch ein zufriedenstellendes Ergebnis erzielen





▲ Daß die ständige Weiterbildung auch des Erwachsenen die Grundlage unserer Gesellschaft sei, betonte Professor Dr. Wenke, der künftige Rektor der Bochumer Ruhruniversität, in seiner Ansprache

ausgesetzt seien; ihre Chance liege fast ausschließlich im Senken der Kosten und Heben des Absatzniveaus durch besondere Leistungen. Wörtlich fuhr er fort: „Es liegt auf der Hand, daß Erfolge (der Kostensenkung) vorwiegend der Höhe des technischen Potentials entsprechen. Man sollte annehmen, daß die zeitlich jungen Werke auch technisch besser sind, weil bei ihnen die Fehler, Nachteile und Unzulänglichkeiten der älteren beim Bau berücksichtigt und ausgeschlossen werden konnten. Aber die Technik schreitet schnell voran, und so wird es leicht verständlich, daß wieder neue Werke oder Anlagen entstehen müssen – nicht, um Kapazitäten auszuweiten, sondern um das Potential einzuholen und zu überholen, das der Konkurrent als Waffe einzusetzen vermag.“ Vom Grundsätzlichen her sei der Vorwurf „Überkapazität“ gegen diesen ständigen Erneuerungsprozeß ungerechtfertigt. Professor Schenck betonte ausdrücklich, daß er diesen Vorwurf dennoch lieber in Kauf nähme als den schwerer wiegenden Vorwurf der Rückständigkeit, der sicherlich nicht ausbliebe, wenn ein Unternehmen wegen unzureichender technischer Leistungsfähigkeit in Schwierigkeiten geriete. Da auf Grund dieser technischen Notwendigkeiten eine Weltüberkapazität sicherlich keine Ausnahmeerscheinung bleibe, sei es vorausschauend richtig, sie in alle Zukunftsüberlegungen so einzubauen, daß unsere Unternehmen Schwankungen des Stahlüberschusses elastisch aufnehmen könnten, daß wir uns also auch bei hohem Stahlüberschuß in der Welt eine ausreichende Rentabilität erhielten.

Weitere Rationalisierung und bessere Zusammenarbeit

Wie diese Vorsorge aussehen könne, faßte Professor Schenck zum Abschluß seiner Ansprache so zusammen: „Der schon auf vielen Eisenhütten tagen hervorgehobene empfehlende Hinweis auf Verständigung zwischen den Werken, auf gegenseitige Kapazitätsergänzung, auf die technische und gegebenenfalls finanzielle Verflechtung und schließlich auf die Schaffung großer Werke gemeinschaftlichen Eigentums tritt uns hier wieder mit der ganz allgemeinen Begründung entgegen, daß uns wirk-

sam durchschlagende Kostensenkungen nur gelingen, wenn wir von der Degression (Kostenabnahme) Gebrauch machen können, die sich aus Kapazitätsvergrößerungen ergeben und sich sowohl von der Kapitalkostenseite wie von der Verringerung der spezifischen Aufwendungen verschiedenster Art her kumulieren (häufen). Das Beispiel einer solchen Kumulation auf der Grundlage einer Gemeinschaftsgründung von fünf Gesellschaften aus vier Staaten ist das im Entwurf stehende Werk Sidmar in Gent. Mit diesem Werk wird im Montanunion-Raume ein fühlbarer Kapazitätswachstum entstehen, und die erzielten Kostendegressionen werden auch denen zufallen, die nur einen kleinen Teil zur Finanzierung des Gesamtunternehmens beigetragen haben. Ich meine, daß wir diese Wandlungen in unserem Interesse aufmerksamer denn je beobachten sollten; die Konsequenzen daraus kann die Technik nur vorbereiten; dem unternehmerischen Geist bleibt die Aufgabe, sie zu verwirklichen.“

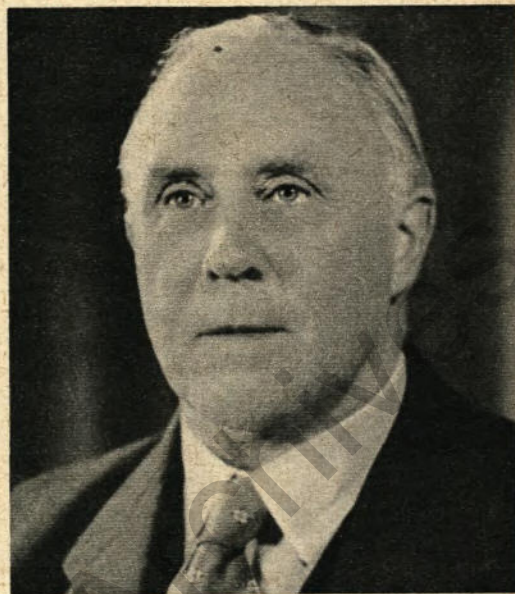
Bildung und Ausbildung – Grundlage unserer Gesellschaft

Auch in diesem Jahr bildete ein Vortrag allgemeinen Inhalts den Abschluß des Eisenhütten tages. Professor Dr. Wenke, der künftige Rektor der Bochumer Ruhruniversität, sprach über das Thema „Die geistige Leistungskraft, ihr Antrieb und Wirkungsraum in alter und neuer Zeit“. Professor Dr. Wenke legte dar, daß im öffentlichen Leben, in der Wirtschaft und in der Politik die geistige Leistungskraft vieler Gutwilliger in einer Atmosphäre von Unverständnis oder Selbstsuchtabgebremst werde, obgleich sie doch – wie die technische Leistungskraft – mit höchstem Wirkungsgrad ausgeschöpft werden sollte. Professor Wenke stellte fest, daß die Pflege der Leistungskraft nicht gleichbedeutend mit „Roboter“-Gesinnung, Soll- und Übersoll-Erfüllung und Ausbeutung sei, sondern – bei sinnvoller Erziehungsarbeit – echte Persönlichkeitsbildung bedeute; das sei besonders in der Berufsausbildung junger Menschen zu beachten. Er bezeichnete als höchste Ziele aller Pflege und Übung der Leistungskraft die Selbstverantwortung und die Aktivität der Persönlichkeit, die fähig sei, die Freiheit der individuellen Entscheidung und die Bindung an die beruflichen Pflichten in Einklang zu bringen. Professor Dr. Wenke nannte die moderne Welt ein „Überraschungsfeld“, das ständige Aktivität und Aufgeschlossenheit in allen Lebensaltern fordere. Es gäbe in unserer Welt für niemand einen endgültigen Abschluß der Ausbildung. Deshalb sei Bildung und Ausbildung des einzelnen nicht „Ornament“, sondern „Fundament“ der modernen Gesellschaft.

Zwei Hoesch-Mitarbeiter sprachen bei den Fachsitzungen

Während der Fachsitzungen des diesjährigen Eisenhütten tages kamen auch zwei Hoesch-Mitarbeiter zu Wort. Dr. Wartmann, Leiter der Abteilung Methodenfor schung, sprach über das rechnerische Erfassen der chemisch-physikalischen Vorgänge im Hochofen, das erst die Voraussetzung biete, einen Hochofen so günstig wie möglich zu führen und zu beschicken. Dr. Schneider, Betriebschef im Profilwalzwerk der Westfalenhütte, stellte in seinem Vortrag über die Vorbereitung des Einsatzes und die Arbeitsweise in den Zurihtereien von Feinstraßen fest, daß das Walzgut – da bei den für große Auftragslose eingerichteten neuzeitlichen Walzstraßen immer noch laufend Kleinaufträge erledigt werden müssen – am besten zugerichtet werde, wenn die dazu nötigen Anlagen in „Längshallen-Anordnung“ aufgestellt würden, das heißt, wenn das Walzgut im Walzfluß und im Walztakt zugerichtet werde.

Walter Springorum 25 Jahre im Aufsichtsrat der Hoesch AG



Am 29. November 1963 jährte sich zum 25. Male der Tag, an dem Regierungspräsident a. D. Walter Springorum in den Aufsichtsrat der Hoesch AG berufen wurde. Er gehört damit unserem Aufsichtsrat länger als alle anderen Mitglieder an.

Walter Springorum, der im Vorjahr 70 Jahre alt wurde (siehe Heft 12/1962), ist der dritte aus der Familie Springorum, dessen Leben über lange Jahre eng mit dem Geschick von Hoesch verbunden ist: Sein Vater Friedrich Springorum hat von 1905 an als Generaldirektor und nach 1920 als Aufsichtsratsvorsitzender entscheidenden Anteil an der Entwicklung von Hoesch zum bedeutenden Verbundunternehmen; sein Bruder Fritz Springorum hat von 1925 an als Vorstandsvorsitzender mit Umsicht und Tatkraft zwölf Jahre lang den Hoesch-Kreis geleitet.

Ein Vierteljahrhundert hat nun auch Walter Springorum mit seinem aus reicher Erfahrung geschöpften Rat den Hoesch Werken zur Seite gestanden. Mit unserem Dank für sein unermüdliches Wirken in guten und schlechten Tagen verbinden wir den aufrichtigen Wunsch, daß er noch viele Jahre der Unsere bleiben möge.

50 Jahre bei uns



Am 29. Dezember 1963 begeht August Comes sein 50jähriges Arbeitsjubiläum. Als Lehrhauer nahm er auf der Zeche Kaiserstuhl die Arbeit auf. 1920 wechselte er ins Martinwerk II der Westfalenhütte. Dort war er als Kokillenmann beschäftigt, bis er 1928 Gießhallenvorarbeiter wurde. Im Jahre 1952 wurde August Comes als Gießhallenmeister angestellt. Unser Jubilär, der im August 1964 seinen 65. Geburtstag feiert, widmet sich in seiner freien Zeit am liebsten der Familie – seinen Kindern und Enkelkindern, von denen ein Sohn, ein Schwiegersohn und zwei Enkel auch bei der Westfalenhütte beschäftigt sind.

BILD DES MONATS

Grau sind die Tage, bevor der erste Schnee fällt, besonders dann, wenn Nebel den Weg zum Werkstor in sein milchiges Halbdunkel hüllt. Unser Foto entstand vor der Westfalenhütte, Eingang Oesterholzstraße



KARL HEINRICH WAGGERL

DER ÄLTESTE GAST MEINER STUBE

In meinem Wesen muß wohl etwas Ameisenhaftes tätig sein, nicht etwa der widerliche Fleiß dieser Tiere, das Emsige also, sondern ihr wunderlicher Trieb, alles Erdenkliche unterwegs aufzulesen und in den Bau zu schleppen. Anders wüßte ich nicht zu erklären, wie sich die Jahre her so zweckloser Kram auf meinem Schreibtisch ansammeln konnte, eine Unmenge von Kieselsteinen, ein papierdünner Krähenschädel, den ich meinem Hund abgejagt habe, oder eine harte, schwarzglänzende Knolle, deren Herkunft zuweilen auch gelehrte Besucher in Verlegenheit bringt. Mir selber ist das Was und Woher gleichgültig, diese Dinge sind eben da, um von Zeit zu Zeit in die Hand genommen und betrachtet zu werden. Sein letztes Geheimnis hat noch keines preisgegeben.

Der älteste Gast meiner Stube ist ein spannenhoher Mohr aus Wachs, kostbar in Seide und Brokat gekleidet, einer von den Drei Heiligen Königen namens Melchior. Anfangs klebte er oben auf dem Türbalken, ich besaß noch keinen Schreibtisch, als er bei mir einkehrte. Um jene Zeit war ich dabei, mich als junger Lehrer unter den Dorfleuten einzurichten, die ablaufende Flut des Krieges hatte mich in diesem entlegenen Winkel angeschwemmt, einen verdrossenen und aufsässigen Burschen.

Meine Pläne flogen hoch hinaus, in mir brannte das Verlangen, ein anderer zu sein, als der, der ich war. Ich wußte damals nicht, wie vermessen dieser Wunsch ist und wie tief sich Gottes Güte darin bewährt, daß sie ihn nie erfüllt. Auch die andere Erfahrung fehlte mir noch: daß man

das Schicksal nicht mit Vorschlägen verärgern darf, weil es zu viel Wert auf seine eigenen Einfälle legt.

Gleichwohl war der neue Schulmeister mit großen Erwartungen empfangen worden, besonders der Pfarrer hoffte, ich würde dem Brauch nach fähig sein, dem gichtigen Mesner wenigstens die Arbeit des Orgelschlagens abzunehmen. Aber dem war nicht so, ich bin ein bißchen zu langsam von Natur, und deshalb hatte ich es in vier Schuljahren nicht erlernt, meine Finger schnell genug dorthin zu bringen, wo sie ein eigensinniger Notenschreiber haben wollte.

Eines Abends nun, schon spät im Jahr, kam der geistliche Herr selber zu mir in meine Kammer, mit einer Kiste auf der Schulter. Weil er keine schickliche Gelegenheit sah, seine Last loszuwerden, setzte sich der Pfarrer fürs erste auf mein Bett, mit dieser Kiste in Händen, und dann begann er mir zu erklären, was er sich ausgedacht hatte. Für irgend etwas, hatte er gedacht, müsse doch wohl sogar ein Mensch wie ich zu brauchen sein. Nun käme der Advent, und die Leute erwarteten, daß endlich die Krippe in der Kirche aufgestellt würde. Aber schon im letzten Jahr sei so gut wie nichts mehr vorhanden gewesen, nur die Mutter Maria, ein Hirz, der zur Not den heiligen Joseph vertreten konnte, und der Ochs natürlich, unverwundlich aus Eisen geschmiedet. Das wächserne Christkind selber habe der Mesner leider zuletzt noch auf das Pflaster fallenlassen. Kurzum, der Pfarrer wußte sich nicht mehr zu raten, und darum wollte er fragen, ob ich mir etwa zu-





traute, das Nötigste wieder zusammenzuflicken.

Wir schütteten also das Zeug in der Kiste auf den Boden, niesend und hustend, weil nichts zutage kam als eine Wolke aus Mäusekot und vertrockneten Motten. Aber unverdrossen grabend fanden wir doch eine Handvoll Wacksköpfe unter dem Mist, eine Herde lahmer Schäfchen nach und nach, den eisernen Ochsen und einen zerzausten Engel, der aber noch immer das Gloria vom Blatt sang. Unser Eifer machte uns so durstig, daß mein Gast noch einmal in den Pfarrhof lief, um der Köchin einen Krug Wein abzunötigen. Wir saßen noch die halbe Nacht und froren und tranken einander zu wie alte Zechbrüder. Die Bärte brauchten wir uns dabei nicht zu wischen, der Pfarrer durfte keinen tragen und bei mir sproßte noch nicht viel dergleichen auf den Wangen.

Am anderen Morgen ließ ich die Kinder gleich nach dem ersten Vaterunser wieder aus der Schule laufen und fing getrost an, einen neuen Krippenberg aufzubauen, mit klammen Fingern in der eisigen Kirchenluft. Werkzeug verstand ich zu handhaben, ich war bei meinem Vater, dem Zimmermann, in einer guten Lehre gewesen. Aber es fand sich nur wenig Brauchbares in den Truhen auf der Pfarrterrasse – sein Hammer sei der Weihwedel, sagte der Pfarrer beleidigt. Dennoch lief er eifrig hin und wider und schleppte herbei, was ich verlangte oder was er selber für nützlich hielt, er war freilich stärker im Gottvertrauen als im Handwerk.

Ich nagelte nun ein paar Böcke zusammen, legte gute Bretter darüber und verdarb sie gleich wieder, indem ich Löcher hineinbohrte. Dann schnitzte ich Stäbe aus Schindelholz, um sie in diese Löcher zu leimen, länger oder kürzer nach einer wohlbedachten Ordnung. Ja, aber Leim war nur für Geld zu haben, und da seufzte der Pfarrer schwer. Zum erstenmal las ich Zweifel und Bestürzung aus seinen Augen – hatte er sich etwa mit einem Abenteuer eingelassen?

In der Folge mußte mein geistlicher Handlanger noch weit mehr an Heimsuchungen überstehen. Nicht genug, daß ich den brüchigen Ofen in der Sakristei anheizte und Leimwasser im Weihbrunnkessel rührte, ich verlangte auch noch den Schlüssel zum Paramentenschrank, zog Leinwand heraus und tauchte sie ungerührt in die heiße Brühe. Dann breitete ich das nasse Tuch über jene Stäbe und formte schnell ein ansehnliches Gebirge aus dem erstarrenden

Zeug. Zunächst gefror es ja wohl nur, aber nach und nach, hoffte ich, würden die Nothelfer auch den Leim das Seine tun lassen. Dem Pfarrer blieb indessen keine Zeit, meine Zauberei zu bestaunen, er mußte auf den Altarstufen sitzen und Glasscherben im Küchenmörser zerstoßen, damit wir nachher den höchsten Gipfel mit glitzerndem Schnee bestreuen konnten.

Nun war ja schon alles einerlei, auch Pinsel und Farben ließen sich beschaffen, mit den ängstlich gezählten Groschen, die der Opferstock hergab. Wälder und Felsen malte ich, grasgrüne Almböden dazwischen, Weg und Steg wurde gebahnt, und Bäche aus gebleichtem Flachs stürzten durch die Schluchten herab, es nahm sich prächtig aus im Kerzenschein. Ganz zuletzt, um das Wichtigste nicht zu vergessen, schnitt ich ein Loch in die Leinwand und baute den Stall hinein, rechtschaffenes Bundwerk, Krippe und Futterraufe, und ein verglastes Fenster auch, man konnte es sogar von hinten beleuchten.

Am anderen Tag, der ein Sonntag war, hatte die Kirche einen Zulauf wie nie zuvor. Es stank zwar gräßlich nach Leim und Farbe, aber der Pfarrer tröstete die Gemeinde von der Kanzel herab mit der neuen Wahrheit, daß auch gute Werke mitunter übel rochen.

Es galt nun, meine weitläufige Landschaft auch zu bevölkern. Der Kälte wegen lud mich der Pfarrer bei sich auf seiner Stube ins Quartier, und als ich ihm klagte, daß ich wohl leidlich mit Hobel und Stemmeisen, aber weit weniger sicher mit Nadel und Faden umzugehen wisse, hatte er obendrein den Mut, alle Mädchen zur Hilfe herbeizurufen, die im Dorf noch hinter der Jungfernfahne gehen durften, es war ja kein allzu großes Aufgebot, versteht sich. Immer nach dem Gebetläuten ließ sich auch der alte Herr bei uns nieder, er rauchte behaglich seine Pfeife, und nebenher las er uns manches Erbauliche über das Leben der Heiligen aus einem Buche vor, bis er endlich selber dabei entschlief. Aber dann rückten sofort zwei ehrwürdige Schwestern vom Armenhaus herüber auf die Wache. Offenbar wollte man mir eher den ganzen Kirchenschatz an Gold und Silber ausliefern, als diese kostbare Mädchenschar, obwohl mir wahrhaftig schon damals in meinen jungen Jahren Gefährlicheres an Versuchungen begegnet war. Mein Teil blieb es schließlich, das hölzerne Getier wieder instand zu setzen, während die Unschuld mit viel Gekicher und Schämigtun

Hosen und Röcke für die Hirten schneiderte. Besonders die Mesnertochter zeigte sich anstellig und auch sonst nicht uneben. Sie war ein etwas abschüssiges Frauenzimmer sozusagen, schwarzgelockt und flink mit der Zunge. Ich hätte sie gut bei mir in der Ofenecke brauchen können, damit sie mir die Schnitzmesser zurichte, aber das wollten die argwöhnischen Schwestern nicht erlauben. Nur soviel konnte ich erreichen, daß ich der Auserwählten ab und zu zeigen durfte, wie der Mantel der Jungfrau und die Gewänder der Könige mit Gold und Perlen zu besticken waren. Gleich wurde ich wieder auf meine Bank geschleucht, um dort arglose Schäfchen auf die Beine zu stellen und einen neuen Esel aus Birnholz zu schnitzen. Wir sparten nicht mit Einfällen. Sennleute mit Käseläuben unterm Arm oder einem Lämmchen auf den Schultern sollten vom Berg herablaufen, ein Jäger samt seinen Hunden, sogar einen ganzen Brautzug wollten wir sehen lassen mit dem Hochzeitlader und den Musikanten voraus. Der Mesnertochter gefiel freilich mein Esel am besten. Etwas an ihm komme ihr bekannt vor, meinte sie, vielleicht liege es in seinem entsagungsvollen Blick.

Den Dorfleuten gingen jedenfalls die Augen über, als wir am frühen Christabend schön angetan und feierlich gestimmt in die Kirche zogen, um unser Krippenzeug aufzustellen. Da war plötzlich ein buntes Leben und ein heiteres Gedränge unter all dem kleinen Volk aus Holz und Wachs, da funkelte es und gleißte von Edelsteinen im Kerzenlicht, herzbewegend schön. Etliche Griesgräme schüttelten freilich die Köpfe und wollten sauer blicken. Aber ich hielt es schon immer so: Wenn die Frömmigkeit im vordersten Kirchenstuhl das wäre, was Gott wirklich will, dann könnte ich auch zu ihm kein rechtes Zutrauen mehr haben.

Auf dem Stroh lag das himmlische Kind, wieder heil an allen Gliedern, Maria kniete vor ihm, und am Türpfosten lehnte der heilige Joseph, biedere Einfalt im Gesicht. Hinten im milden Licht des Stallfensters konnte man Ochs und Esel erkennen. Sie hatten die Raufe voll Futter und fraßen doch kein Hälmchen, denn was geschehen war, mußte ja diesmal mit dem Kopf, nicht mit dem Maul begriffen werden.

Mir selber gefiel mein Werk nicht weniger als den Leuten in der Runde, damals machte ich mir noch keine Sorgen um Dinge, die den feineren Geschmack betrafen. Die Evangelisten waren alle karge Erzähler gewesen, ihnen lag es näher, das Unerhörte voranzustellen. Gott hatte darauf verzichtet, mit der Gewalt seiner Allmacht in die Zeitenwende zu greifen, er war als Mensch unter die Menschen gegangen, um ihnen die Not des Daseins vorzuleben und das Geheimnis der Erlösung durch die Kraft des Glaubens zu enthüllen. Das sichtbar Geschehene, das Alltägliche schien ihnen kaum wert, berichtet zu werden. Aber das einfache Gemüt blickt in die Krippe wie in einen Spiegel, es sieht darin ein Gleichnis seiner eigenen Bedrängnis und Dürftigkeit. Wüste oder Bergwildnis, gleichviel, überall sind Mann und Frau unterwegs, um eine Heimstatt für das Kind zu suchen. Das kalte Herz des Nachbarn treibt sie umher auf der Flucht vor dem Hochmut der Mächtigen, und nirgends ist Platz für sie in der Herberge. Darum muß die Schar der Hirten gelaufen kommen, nicht nur um aufs Knie zu fallen, sondern um zu helfen. Denn allein die Armut weiß, daß ein leerer Bettelsack schwerer drückt als ein Sack voll Dukaten. Aber Wunder geschehen doch auch, es kommen nicht etwa Gaukler und Zauberer aus dem Morgenland herbei, sondern großmächtige Könige, die das Volk sogar bei Namen zu nennen weiß, Kaspar, Melchior und Balthasar. Nur vom Ochsen und

vom Esel hat die Schrift durchaus nichts zu melden. Ich weiß nicht mehr, wo ich die Geschichte von diesem ungleichen Paar zuerst hörte, wahrscheinlich hat sie wohl nur meine Mutter erfunden, um den lästigen Frager loszuwerden, der auf dem Kinderschemel zu ihren Füßen saß.

Demnach war es aber so, daß der Erzengel, während Joseph mit Maria nach Bethlehem wanderte, die Tiere in der Gegend heimlich zusammenrief, um eines oder das andere auszuwählen, das der Heiligen Familie im Stall mit Anstand aufwarten konnte.

Als erster meldete sich natürlich der Löwe. Nur jemand von königlichem Geblüt sei würdig, brüllte er, dem Herrn der Welt zu dienen. Er werde sich mit all seiner Stärke vor die Tür setzen und jeden zerreißen, der sich in die Nähe des Kindes wagte.

„Du bist mir zu grimmig“, sagte der Engel.

Darauf schlich der Fuchs heran und erwies in aller Unschuld eines Gaudiebes seine Reverenz mit der Rute. König hin oder her, meinte er, vor allem sei doch für die leibliche Notdurft zu sorgen. Deshalb mache er sich erbötig, süßesten Honig für das Gotteskind zu stehlen und jeden Morgen auch ein Huhn in den Topf für die Wöchnerin.

„Du bist mir zu licherlich“, sagte der Engel.

Nun stelte der Pfau in den Kreis. Das Sonnenlicht glänzte in seinem Gefieder, rauschend entfaltete er sein Rad. So wolle er es auch hinter der Krippe aufschlagen, erklärte er, und damit den armseligen Schafstall köstlicher schmücken als Salomon seinen Tempel.

„Du bist mir zu eitel“, sagte der Engel.

Hinterher kamen noch viele der Reihe nach, Hund und Katze, die kluge Eule und die süß flötende Nachtigall, jedes pries seine Künste an, aber vergeblich. Zuletzt blickte der strenge Cherub noch einmal um sich und sah Ochs und Esel draußen auf dem Felde stehen, beide im Geschirr, denn sie dienten einem Bauern und mußten Tag für Tag am Wassergöpel im Kreise laufen. Der Engel rief auch sie herbei.

„Ihr beiden, was habt ihr anzubieten?“

„Nichts, Euer Gnaden“, sagte der Esel und klappte traurig seine Ohren herunter. „Wir haben nichts gelernt, außer Demut und Geduld. Denn in unserem Leben hat uns alles andere immer nur noch mehr Prügel eingetragen.“

„Aber“, warf der Ochse schüchtern ein, „aber vielleicht könnten wir dann und wann ein wenig mit den Schwänzen wedeln und die Fliegen verscheuchen!“

„Dann seid ihr die rechten!“ sagte der Engel.

Nun, auch mir waren die Himmlischen wohlgesinnt. Es stieg nicht nur mein Ansehen im Dorf, die Krippe brachte mir auch sonst reichen Segen bis ins neue Jahr hinein, weil die Leute es den Hirten gleichtun wollten und nahrhafte Opfergaben zurückließen, schön verzierte Butterknollen oder eine ganze Speckseite gelegentlich. So hielt es sich dann Jahr für Jahr, bis die Zeiten wieder rauher wurden und mich von neuem ins Gedränge brachten. Als ich heimkehrte, war der alte Pfarrer längst gestorben. Seine Nachfolger hielten es mit dem Fortschritt, sie räumten gründlich auf unter dem ganzen altmodischen Plunder in der Kirche und schafften auch eine andere Krippe an, eine würdigere, das mußte ich zugeben. Inzwischen hatte man ja Fabriken eingerichtet, die imstande waren, den ganzen Heiligenhimmel samt dem lieben Gott aus Gips zu gießen. Das grämte mich weiter nicht, ich war in eine brandneue Zeit geraten, aber doch in der alten daheimgeblieben. Eine Weile stöberte ich unter dem Kirchendach herum, und da fand sich noch etliches, auch mein Mohrenkönig in einer Schachtel voll Staub und Moder.





MUTTERGOTTES MIT KIND

Wenn man versucht, von einem Künstler zu sprechen, dessen Werk vor mehr als einem halben Jahrtausend geschaffen wurde, so ist es gut, zunächst über die Schwierigkeiten nachzudenken, die sich einer solchen Aufgabe entgegenstellen. Was wissen wir denn aus jener Zeit um das Jahr 1400 von Kunst und Künstlern? Nun, es gibt eine stattliche Reihe Kunstwerke, die sich bis heute erhalten haben, aber wir haben fast niemals Kenntnis von den Malern. Nach der Weise des Mittelalters treten sie bescheiden hinter ihrem Werk zurück, nennen nicht ihren Namen und geben auch keine Jahreszahl an. So müssen wir uns für die Künstler mit Notnamen und für die Datierung mit Theorien behelfen.

Die Tafelmalerei ging von Westfalen aus

Der Maler Conrad von Soest ist auch in dieser Beziehung ein ungewöhnlicher Mensch gewesen. Denn wohl zum erstenmal in der deutschen Kunst wagt er es, auf sein Werk, den Wildunger Altar, seinen Namen zu setzen, und er fügt auch die Jahreszahl 1404 hinzu. Mehr noch – er bringt seinen Namen auf den Bildern an versteckter Stelle an, in Wildungen gleich zweimal, auf dem Dortmunder Altar auf dem Mittelbild. Damit nicht genug, haben sich in Dortmund Urkunden erhalten, die seinen Namen nennen, und fast scheint es, als wolle uns dieser glückliche Zufall deutlich machen, wie sehr seine Zeitgenossen den Künstler geschätzt haben.

Ein kleiner Hausaltar von besonderem Reiz

Zwei Hauptwerke seiner Hand sind erhalten: der große Flügelaltar in Wildungen und Reste eines zweiten in der Marienkirche in Dortmund. Es waren riesige Altarwerke mit beweglichen Flügeln, die wie große bunte Teppiche in ganzer Breite den Chor einer Kirche überspannten. Bei unserem Bild ist das anders. Es ist zwar auch Teil eines Altares, aber eines kleinen Hausaltärs, das nicht der Gemeinde, sondern der privaten Andacht des einzelnen diene. Dieser Bestimmung entsprechend ist das Format gewählt, vor allem aber das Thema. An die Stelle der offiziellen Altarbilder mit den vielfigurigen Darstellungen der Kreuzigung, der Anbetung der Könige und der Passion tritt hier ein neues Thema, das schon in der Beschränkung auf eine einzige Figur seine Andersartigkeit betont. Fast meint man, den persönlichen Wunsch des Bestellers zu empfinden, so spürbar ist die intime Sphäre, für die das Bild gemalt worden ist und die gerade im Vergleich mit den großen Altartafeln seinen besonderen Reiz ausmacht.

Die Muttergottes mit dem Kind in Halbfigur, hinter einer grauen Mauerbrüstung, erscheint in einen weiten blauen Mantel gehüllt, der auch über den Kopf gezogen ist, die Gruppe fest umschließt und sie vor dem leuchtenden Gold des Hintergrundes abhebt. Ein Bild der Mütterlichkeit in Haltung und Gebärde, still, versonnen, gütig und erbarmend, von leiser Schwermut überschattet. Im sanften Fluß der Linien und im

schönen Schwung des Umrisses erkennen wir die Vorliebe der Zeit für weiche, gleitende Formen und in der Bildung des Antlitzes der Muttergottes jene Innigkeit des Ausdrucks, die Conrad von Soest seinen Muttergottesbildern zu verleihen wußte.

Er trat auf die Schwelle

Wir wissen nicht, wann Conrad von Soest gestorben ist. Wenn wir uns vorstellen, daß er um das Jahr 1420 für immer den Pinsel aus der Hand legte, so wollen wir noch einen Augenblick nachdenken, in welcher Situation der europäischen Kunstgeschichte dies geschah. In Italien beginnt der junge Donatello als der Pfadfinder der neuen Kunst der Renaissance sein Werk. Conrad von Soest hat von diesen Dingen nichts geahnt. Er kommt aus der Tradition der mittelalterlichen Kunst, und er bleibt in ihr. Wenn wir auch sahen, wie er in kühnem Vorstoß Schranken durchbricht, neue Formen findet und uns seinen Namen überliefert, so bleibt er doch ein Künstler des Mittelalters. Aber er öffnet das Tor zu einer neuen Zeit, er tritt schon auf die Schwelle – aber überschritten hat er sie nicht mehr.

Dr. Rolf Fritz

In dieser Reihe sind 1963 bislang Aufsätze erschienen über: Christian Rohlf, Heft 1/1963; Franz Marc, Heft 2/1963; Auguste Renoir, Heft 3/1963; Paula Modersohn-Becker, Heft 4/1963; Carl Spitzweg, Heft 8/1963; Wolfgang Heimbach, Heft 9/1963; August Macke, Heft 10/1963; Lyonel Feininger, Heft 11/1963.



UNS BLEIBT DAS STAUNEN

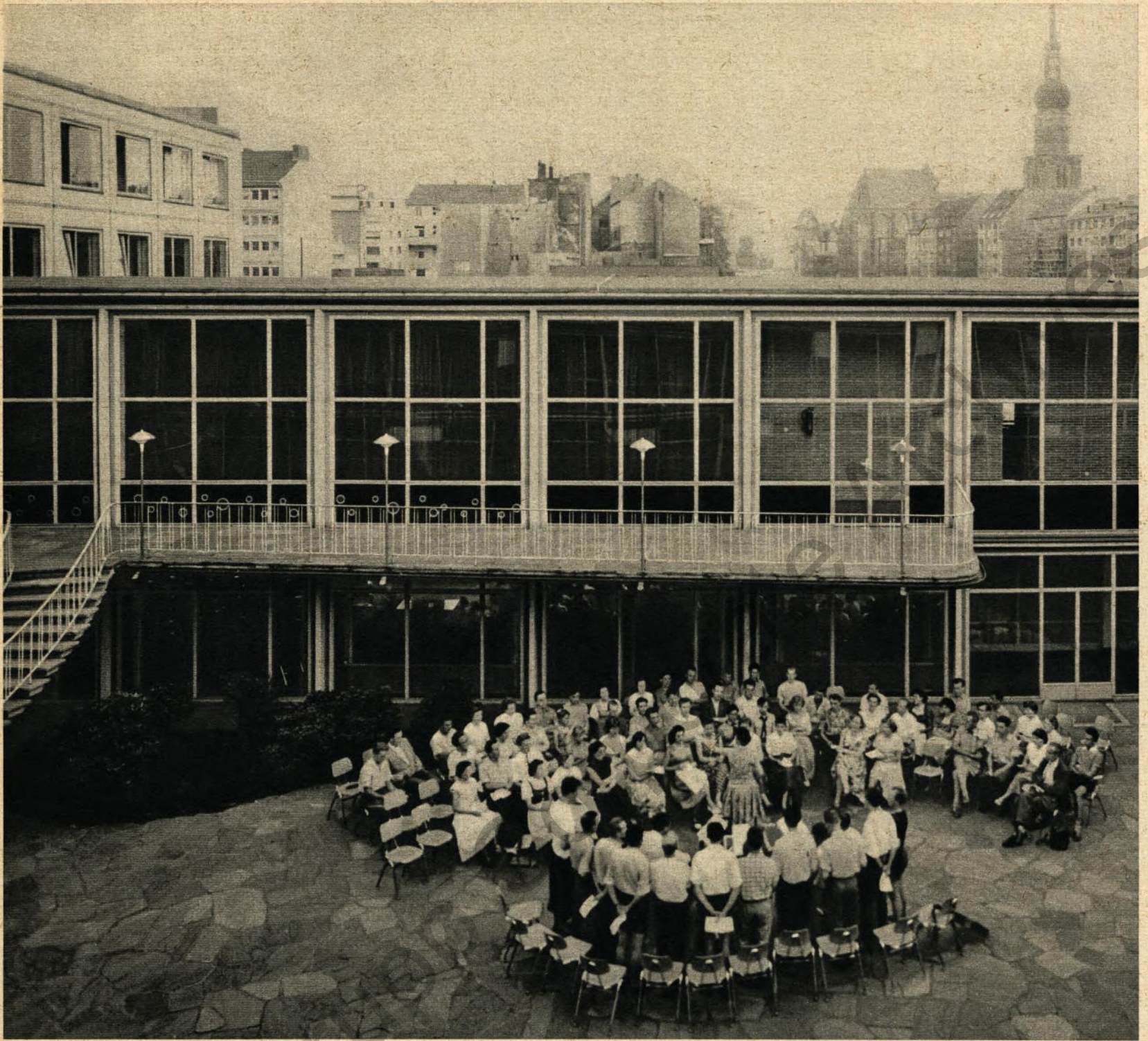
Folgende Sätze leiten die diesjährige Jahresgabe ein, die unsere Belegschaftsmitglieder und Pensionäre und die Freunde des Hauses – nach den vergangenen Jahren zu urteilen – gewiß schon mit Spannung erwarten. „Uns bleibt das Staunen“ will seine Leser anregen, Augen und Herzen für all das Staunenswerte um uns aufzuschließen.

„Den Mitarbeitern und Freunden des Hauses Hoesch legt WERK UND WIR als Jahresgabe 1964 wiederum ein Buch in die Hand. Seine Vorgänger bilden nun bei denen, die unserem Hause seit Jahren zugehören, schon eine stattliche Reihe im Bücherfach. Unsere ersten Bücher standen unter dem Leitgedanken ‚Mensch sein in Muße‘; sie wollten Freude bringen und

Anregung für Stunden der Erholung und Besinnung. ‚Aufbruch ins Revier‘, erschienen 1962 aus Anlaß des 90jährigen Bestehens des Hauses Hoesch, brachte einen Einschnitt und setzte ein neues Maß.

„Mächtig ist das Wort“, unsere vorjährige Buchgabe, schlug einen neuen Ton an und berichtete von begnadeten und schöpferischen Menschen, die durch ihr Wort über die Zeiten hinweg gewirkt und die Grundlagen der Welt, in der wir leben, mitgeformt haben.

Die neue Jahresgabe handelt von einer anderen wirkenden Kraft, die die Menschen bereichert, bewegt und ihre Welt geformt hat: dem Staunen und Verwundern vor der Größe und Schönheit der Schöpfung und dem aus diesem Staunen geborenen Fragen und Forschen nach ihren Gesetzen.“



Kurs und Kern der Volkshochschule von heute

**Gedanken zum 50jährigen Bestehen
der Volkshochschule Dortmund**

Am 19. Oktober sah die Dortmunder Volkshochschule in einer Feierstunde im Fritz-Henßler-Haus auf ihr 50jähriges Bestehen zurück. Am 6. Juni 1913 war sie als Dortmunder Volkshochschulverein gegründet worden. Von ihrer Vorgängerin, der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, besteht heute noch als letztes Dokument die Einladung zur 39. Hauptversammlung am 2. Oktober 1909. Die damaligen Arbeitspläne entsprachen durchaus dem heutigen Ziel der Erwachsenenbildung. In der Jubiläumsschrift lasen wir, daß die Programme mit Weltanschauung und Religion begannen, über Philosophie und Erziehungswissenschaft, deutsche Sprache und Literatur, Kunst, Musik, Welt- und Kulturgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften bis zur Gesundheitslehre, Wohlfahrtsfragen und schließlich bis zu den Fremdsprachen reichten.

Während vor 1933 kaum mehr als 200 Abend-Volkshochschulen in ganz Deutschland bestanden, gibt es heute in der Bundesrepublik allein 1100 Volkshochschulen mit etwa 4000 Außenstellen und 30 Heim-Volkshochschulen. Etwa 1,6 Millionen Menschen nehmen an Lehrgängen teil. Die Teilnehmerschaft an Einzelveranstaltungen beträgt etwa 4,5 Millionen.

Im Mittelpunkt der Dortmunder Festveranstaltung stand der Vortrag des Leiters der Hauptabteilung Kultur am Westdeutschen Rundfunk, Köln, Walter Dirks, über das Thema „Kurs und Kern – zur Aufgabe der Volkshochschule heute“. Da ein großer Anteil unserer Belegschaftsmitglieder und sonstigen Leser regelmäßig Veranstaltungen der Volkshochschulen besuchen, geben wir die bemerkenswerten Ausführungen von Walter Dirks hier in Auszügen wieder.

Zu Beginn seines Vortrages umriß Walter Dirks den Bildungsauftrag der Volkshochschule und sagte:

„Gewiß haben wir längst die Vorstellung aufgegeben, der Gebildete sei ein Mensch, der alles Wißbare wisse. Wir wissen, daß jeder sein eigenes Bildungswesen hat, das erst mehr oder weniger unmittelbar erworben worden ist: durch die elementare Lebenserfahrung der Kinderzeit, sodann durch die Familien- und Schulbildung, ferner durch die Berufsausbildung, schließlich durch die Berufserfahrung und die Lebenserfahrung.

Dieser Bereich bleibt der Ausgangspunkt aller Bildung; er liefert vor allem die Maßstäbe, mit denen man mißt und nach denen man auswählt, wenn man sein Wissen durch bewußtes Lernen auf die Nachbargebiete und schließlich auf das Ganze des Wißbaren hin erweitert und zu einem Ganzen rundet.

Grenzen der Schulbildung

Sammlung und Ordnung des Wißbaren und Gewußten ist heute um so dringlicher, je weniger uns das Zeitalter ständig bestimmte Wertordnungen zur Verfügung stellt und je mehr es uns zur Zerstreuung verführen will. Die Schulbildung, nicht nur die noch problematische, die unsere gegenwärtige Schule vermittelt, sondern auch die der Zeit völlig ange-

messene, um die sich die besten Köpfe der Schule seit langem bemühen, kann weder das Material zur Verfügung stellen, das der einzelne Erwachsene braucht, um sein Ausbildungs- und Erfahrungswissen zum Bildungswissen zu ergänzen und abzurunden, noch kann sie vorweg die Verschmelzung der Erwachsenenbildung leiten und lenken; die Schule kann die Bildung höchstens im Jugendlichen von vornherein auf den rechten Weg bringen, und das ist freilich eine kostbare Voraussetzung für alles weitere.

Auch die ideale Schule bleibt aber sodann hinter der Entwicklung und den Geschehnissen der Zeitgeschichte unvermeidlicherweise zurück, nicht nur, weil die Zeit selbst ständig neue Fakten und Probleme bringt, sondern auch weil die Schule im wesentlichen nur das Gesicherte lehren kann.

Natürlich decken wir später den ungeheuren Nachholbedarf aus vielen Lagern, indem wir regelmäßig die Zeitung und Zeitschriften und Bücher lesen, indem wir mit Menschen anderer Ausbildung und Erfahrung sprechen, indem wir viel ‚aufschnappen‘, indem wir eine ‚Nase‘ ha-

zu Lernende einordnen muß in das, was er auf den Wegen seines Lebens an Wissen und Weltbild erworben hat. Aber sie ist nicht ein Warenhaus der Bildungsgüter, sondern orientiert ihr freies Angebot am typischen Bedarf und an typischen Zeitfragen. Sie trägt ihren Namen ‚Hochschule‘ auch insofern zu Recht, als sie durch dieses formale Prinzip der Universität gleicht, soweit diese nicht zu einem Bündel von Fachausbildungsstätten geworden ist: Sie bietet Wesentliches an, der Hörer dagegen bestimmt, was er hören will, was er lernen muß, um seine Wissenslücken zu füllen, Antwort auf offene Fragen zu finden, Ordnung in sein Bildungswissen zu bringen, seine Horizonte zu erweitern und den Weg zu neuen fruchtbaren Fragen zu finden.

Wer ist ‚gebildet‘?

Gebildet ist in der Tat der, der mitreden kann – was die Kunst einschließt zuzuhören, nämlich sich auf den anderen einzulassen, ein Gespräch zu führen. Um in Verantwortung ein Wort sagen zu können, das Gewicht hat, das die Fähigkeit



▲ Die Aufnahmen zu diesem Beitrag entnehmen wir dem Bildarchiv der Volkshochschule Dortmund. Auf der Seite links fällt unser Blick in den Innenhof des Fritz-Henssler-Hauses während eines offenen Singens, die beiden anderen Bildbeispiele aus dem vielseitigen Programm entstammen einem Fremdsprache-Kursus und der Gemeinschaft für Bastelarbeiten

ben für das Wichtigste am Neuen, indem wir Erfahrungen machen. Aber daß wir alle vieles außerhalb der Einrichtungen der Erwachsenenbildung aufnehmen sagt nichts gegen die Notwendigkeit, daß solche Einrichtungen da sein müssen.

Schule für Erwachsene

Wer sich gründlich über wesentliche Aspekte des Daseins unterrichten will, muß eine Schule für Erwachsene vorfinden, in der er das tun kann. Sie kann alles dies nicht als ein geschlossenes System vortragen, gleich einer Schule mit festgelegten Lehrplänen und Stoffplänen, und sie dürfte es auch nicht tun, wenn sie es könnte, denn jeder einzelne hat seinen besonderen Bedarf, da er das neu zu Erfahrende und

hat, die Antwort des anderen herauszufordern, und das wirkt, dazu gehört aber durchaus sowohl jene persönliche Sicherheit, die wir dem gebildeten Menschen zuschreiben, als auch ein gehöriges Maß von allgemeinem Wissen. Gebildet ist, wer ein Gespräch führen kann. Deshalb gehört es zu den zentralen Aufgaben der Volkshochschule, den Erwachsenen dahin zu bringen, daß er aus eigenem Sachverstand und eigener Sicherheit sprechen, dem anderen zuhören, fragen und antworten kann.

Insbesondere in Deutschland ist diese Fähigkeit, die früher auch den sogenannten kleinen Mann auszeichnete, weithin verlorengegangen. In der Art und Weise unseres Straßenverkehrs und in den Gesprächsformen, ebenso wie in der Politik äußert sich hierzulande dieselbe Unmenschlichkeit. Nicht einmal mehr in den Schimpfworten, die wir einander von Auto zu Auto oder – schlimmer – von Auto zu Fahrrad zurufen, äußert sich Sachkunde und Originalität – wenige Könner ausgenommen. Nicht durch Kurse im guten Benehmen, sondern durch die Art und Weise, wie in den Volkshochschulen gelehrt, gelernt, diskutiert und gesprochen wird, und ebenso durch den Gehalt dessen,





Weg zur demokratischen Reife

Der Mensch im Widerstand gegen die Politik und der die Politik bestimmende Mensch – das ist die für alle Bildungsarbeit entscheidende Kategorie. Da es so ist, verhält sich dumm, wer sich unpolitisch verhält, selbst wenn er ein hochgeachteter Spezialist sein sollte. Freilich wird auch dumm in anderer Art, wer sich mit Haut und Haaren von der Politik auffressen läßt. Nicht der politisierte Mensch ist der, der diesem Schicksal gerecht wird, sondern der politisch gebildete Mensch.

Die Bildungsarbeit geriete völlig ins Leere und Abseitige, wenn sie sich nicht den politisch gebildeten Zeitgenossen zum Ziele setzte. Das gilt in der ganzen Welt. Noch sind wir ein Volk von Mitläufern der Demokratie. Der allgemeine Wohlstand rechtfertigt und stützt die Demokratie, in deren Zeichen er errungen wurde. Die Massen haben keinen Grund antidemokratisch zu reagieren, aber niemand weiß, was geschehen würde, wenn die Umstände nicht mehr die Demokratie, sondern das Angebot irgendeiner Diktatur für die Mitläufer verlockend machen sollte. Die Arbeit der Volkshochschulen steht und fällt mit ihrem Dienst an der demokratischen politischen Reifung der Deutschen. Hier wird es sich entscheiden, ob ihre Existenz und Arbeit vergeblich oder sinnvoll gewesen sein werden.



Geistiger Brückenschlag

Eine weitere Aufgabe hängt mit der Bildung zur Gesprächsfähigkeit und mit der politischen Bildung eng zusammen. Das deutsche Volk ist wie jedes Volk in politische Richtungen, darüber hinaus aber auch in den letzten Sinn-deutungen des Daseins geschieden. Lassen wir die Satten, Beruhigten, die Spießer beiseite: gerade die Wachen widersprechen einander als Christen und als Nichtchristen, im Bereich des christlichen Glaubens als Katholiken und Protestanten, auf dem wirtschaftlich-sozialen Plan als Liberale und Sozialisten und Anhänger von Zwischenlösungen, auf dem politischen Feld als Gefolgsleute der verschiedenen Parteien und ihrer Führer und Sprecher.

In einer solchen sogenannten pluralistischen Gesellschaft nimmt also die für alle offene Bildungsarbeit den Charakter eines Forums an. Es gehört zu den Ehrentiteln mancher Volkshochschulen, daß sie die einzigen Foren sind, an denen durch die Zusammensetzung der Dozentenschaft und der Hörerschaft, durch die Wahl der Themen und durch den Geist der Darbietungen und der Diskussionen ein Doppeltes repräsentiert wird: die aller Verschiedenheit zugrunde liegende geistige und demokratische Gemeinschaftsarbeit, die größer ist als viele meinen oder zugeben, und die Bereitschaft und Fähigkeit zum produktiven Streit und Gespräch.

Die Volkshochschule und die katholischen und vor allem die evangelischen Akademien übernehmen hier unter anderem stellvertretend Aufgaben, die eigentlich die Parlamente erfüllen müssen. Und sie leisten darüber hinaus, was kein Parlament leisten kann: das intime Gespräch, sodann die Auseinandersetzung nicht nur unter Delegierten, sondern im Volk selbst, in qualifizierten Minderheiten der Gesellschaft. Daß die Reichen und Einflußreichen dabei fast

was da gelehrt, gelernt und besprochen wird, muß die Volkshochschule ein Ort der Bildung solcher Gesprächsfähigkeit sein. Im Leben würde vieles erstickt, was in der Kindheit und Jugend gut begonnen hat, und vieles nicht korrigiert oder ergänzt, was schlecht oder unzureichend begonnen wurde, wenn sich nicht Erwachsenenbildung von mancherlei Art um dieselbe Toleranz, Kontaktfähigkeit, Sachlichkeit, Gesprächsbereitschaft und Gesprächsfähigkeit bemühte, die das Ziel solcher Erziehung ist.“

Die politische Bildung

Walter Dirks griff sodann die politische Bildung als eine Aufgabe der Volkshochschule heraus und sagte, in ihr könne und solle man heute die wichtigste oder doch aktuellste Aufgabe erkennen, die ihr gestellt sei. Wörtlich fuhr er fort: „Unser Verhältnis zur Politik ist anders als das unserer Großväter – oder muß es doch sein. Die Katastrophe der letzten fünfzig Jahre haben jede Mythologisierung der Geschichte aus uns herausgeprügelt. Wir kennen kein mythologisches ‚Es‘ mehr, das die

Geschichte macht und trägt und vor dessen unwirklichem Horizont die Politiker ihre Macht- und Interessengeschäfte betreiben. Soweit wir nicht über Geschichte schon aufgeklärt sind, sind wir um Tod und Leben daran interessiert, über sie aufgeklärt zu werden. Wir haben erkannt, daß es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen – mehr oder weniger blind die früheren Jahrhunderte, immer mehr wissensbewußt und verantwortlich die heutigen. Napoleon hat in seinem Gespräch mit Goethe das Entscheidende prophetisch benannt: Die Politik ist das Schicksal. Nicht mehr die Natur, die unterworfenen, nicht mehr die Geschichte, die irrationale, sondern die Politik. Von ihr hängen unsere Berufs- und Geschäftschancen, unsere Lebenschancen, das Schicksal unserer Kinder, Tod oder Leben, Unsinn oder Sinn, Ausbeutung, Kampf oder Menschlichkeit ab – keineswegs total, denn immer noch entscheidet der duldende und handelnde Mensch über sein inneres und zum Teil über sein äußeres Schicksal, der Mensch, der vor den Umständen, falls er nicht von ihnen vernichtet wird, versagt oder sich bewährt.

völlig fehlen, ist schlimm, aber auch so geschieht in der Stille ständig etwas, was für unsere Gesellschaft unentbehrlich ist: Klärung, Begegnung, Zusammenschluß.

Offenheit nach allen Seiten

Ich deutete schon an, daß sich die konfessionellen Akademien an dieser Arbeit beteiligen. Sie haben sich in den letzten Jahren in wachsendem Maße als offen erwiesen, auch gegenüber Andersdenkenden. Auch die Bildungsarbeit der Berufsverbände und ähnlicher Einrichtungen bemühen sich oft um eine Sprengung der Mauern, die sie von anderen Gruppen trennen. Solche Offenheit gehört wesentlich zu ihrer Bildungsarbeit: wo sie fehlt, kann von Schulung, nicht aber von Bildung die Rede sein.



Der spezielle Ausgangspunkt bleibt: daß etwa eine katholische Akademie auch bei der größten Bereitschaft, heiße Eisen anzufassen, evangelische und ungläubige Gäste einzuladen und reden zu lassen, eine katholische Einrichtung bleibt, ist nicht etwa ein unvermeidlicher Mangel, sondern geradezu ein Vorzug. Aber gerade weil die Einrichtungen der gebundenen Erwachsenenbildung notwendig sind, die konfessionellen Bildungsstätten ebenso wie die der Gewerkschaften oder der landschaftlichen Verbände – gerade deshalb sind auch diejenigen notwendig, die von vornherein für alle offen sind und in denen alle unter den gleichen Voraussetzungen sprechen, lehren und lernen.“

Gewinn aus der Vielfalt

„Wir dürfen anerkennen“, so schloß Walter Dirks, „daß die konfessionellen Bildungsstätten besondere Chancen für die Prägung des gebildeten Charakters, die freien oder offenen für die Vermittlung des Weltstoffs und für die Zusammenführung der Gruppen der Gesellschaft haben. Die Chance der konfessionellen Bildungsarbeit liegt in drei Momenten: in der

Entschiedenheit einer Grundentscheidung, im Klima intimerer Gemeinschaft und in dem besonderen Vertrauen, mit dem sich ihnen viele Hörer von vornherein nähern. Die Chance der offenen oder freien Bildungsstätten liegt in dem Umfang der Lehrstoffe, die sie anbieten, in der Unbefangenheit und Sachlichkeit, in der sie angeboten werden, vor allem aber eben in ihrer Vielfalt und Offenheit – der ein andersgeartetes Vertrauen ihrer Hörer begegnet.

Mir scheint, wenn beide Einrichtungsarten offen und frei sind, offen gegenüber dem Sachverhalt, gegenüber der Wahrheit, gegenüber dem Hörer, gegenüber dem Partner, brauchen sie einander ihren Dienst nicht zu mißgönnen. Vom Standpunkt des Staates aus ergibt sich freilich formal ein Vorrang der sogenannten freien Arbeit: die Verantwortung der Staats-

und Gemeindebehörden schließt ja die Verkündigung der Glaubenswahrheit nicht ein. Sie können sich freuen, wenn die Kirchen intensive Bildungsarbeit leisten, können sie ihnen aber nicht abnehmen. Wohl aber sind sie, da sie für alle da sind, verpflichtet, allen die Bildungseinrichtungen anzubieten, in denen alle unterschiedslos sich zu Hause fühlen können. Der Rang der Bildungsarbeit bestimmt sich ja aus ihrer Qualität und Eindringlichkeit, aus ihrem Verhältnis zur Wahrheit und aus ihrer Offenheit gegenüber dem Menschen.“

Aus allen Bildern spricht die Konzentration, mit der die Teilnehmer an Volkshochschulkursen bei der Sache sind. Unsere Beispiele entstammen dem Kunstunterricht, einem Zuschneidekursus, einem Konzert und dem Puppenspiel



Ein versierter Steuerrat, Karl Fiskus, der als 62jähriger noch seinen Dienst im Interesse des Staatsäckels tut

Ein Oberingenieur aus der Bauindustrie (54), Richard Groß, der als betuchtester in dem kleinen Kreise gilt. Er muß Unterhaltszahlungen an die geschiedene Frau leisten

Der Buchhalter Heinrich Fleißig (48), der zu den sogenannten Doppelverdienern zählt, da seine Frau als Büroangestellte noch tätig ist. Ihr Töchterchen haben sie in einem Internat untergebracht

Der Jüngste, Fritz Kohle (29), ist Reviersteiger. Er ist glücklicher Bräutigam

Senior in unserem Kreis ist ein Pensionär, Wilhelm Altmann. Als 72jähriger macht er äußerlich noch einen rüstigen Eindruck, da man ihm nicht ansieht, daß er seit einigen Jahren zuckerkrank ist

Plauderei am runden Tisch über Steuern

IV. TEIL

Wir erinnern uns, daß in den Monaten Januar, Februar und April dieses Jahres am runden Tisch über Steuern gesprochen wurde und diese Gespräche in WERK UND WIR erschienen sind. Da die Gesprächspartner ihre Urlaubszeit hinter sich haben und zum ersten Male wieder am runden Tisch vollständig versammelt sind, hat sich Fiskus auf Drängen des Seniors Altmann noch einmal bereit erklärt, Auskunft zu erteilen. Angesprochen wird bei diesem Gespräch vor allem der Personenkreis, der aus dem Berufsleben ausgeschieden ist, mithin von Renten lebt.

Allgemeines über Renten

Altmann: Wenn ich morgens für meine Frau ein paar Besorgungen gemacht habe und das Wetter einen Spaziergang zuläßt, treffe ich meist im Westfalenpark einige Bekannte im vorge-rückten Alter. Zur Unterstützung unserer nicht mehr geschmeidigen Gehwerkzeuge tragen wir einen Spazierstock oder Stockschild. Aus unseren Gesprächen muß ich immer wieder entnehmen, daß eine gewisse Unsicherheit darüber besteht, wie unsere Bezüge richtig zu versteuern sind.

Fiskus: Unser Gespräch würde ins Uferlose führen und damit dem Zweck nicht mehr dienen, wenn ich versuchen würde, Euch im einzelnen die Renten nach Art, Ursprung und so weiter zu erläutern. Daß es öffentlich-rechtliche Renten, bürgerlich-rechtliche Renten und Renten kraft Vertrages gibt und daß darüber hinaus die Rechtsprechung noch zwischen Veräußerungs-

renten, Versorgungsrenten, Unterhaltsrenten und Sozialrenten unterscheidet, sei nur am Rande vermerkt. Auf eine Hauptunterscheidung muß ich jedoch kurz eingehen. Es gibt betriebliche und private Renten. Bereits im April habe ich bei unserem Gespräch über die Einkommensteuerpflicht von Arbeitnehmern darauf hingewiesen, daß es sieben verschiedene Einkunftsarten gibt. Betriebliche Renten sind nun Renten, die mit Einkünften aus Land- und Forstwirtschaft, Gewerbebetrieb und selbständiger Arbeit, das heißt also mit sogenannten Gewinnermittlungseinkünften im wirtschaftlichen Zusammenhang stehen und damit bei diesen Einkünften steuerlich erfaßt werden. Alle übrigen Renten, also auch die uns in der Hauptsache interessierenden Sozialrenten, sind private Renten.

Versteuerung der Renten

Groß: Weshalb legst Du denn auf diese Unterscheidung besonderen Wert?

Fiskus: Weil die Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes über Leibrentenbesteuerung (§ 22) nur auf private Renten und nicht auf betriebliche Renten anwendbar sind. Sozialrenten, mithin die Bezüge aus der Angestelltenversicherung, Invalidenversicherung und Knappschaftsversicherung sind Leibrenten, die als sonstige Einkünfte mit ihrem Ertragsanteil steuerpflichtig sind. Der Ertragsanteil ist aus einer der gesetzlichen Bestimmung beigefügten Tabelle abzulesen, die gestaffelt ist nach

dem vollendeten Lebensjahr des Rentenberechtigten bei Beginn der Rente. Da im allgemeinen die Rente mit dem 65. Lebensjahr beginnt, beträgt – wie im Falle Altmann – der Ertragsanteil meistens 20 v.H. Der Vorhundertssatz des Ertragsanteils erhöht sich, wenn der Rentenberechtigte schon vor seinem 65. Lebensjahr in den Genuß der Rente kommt; er ermäßigt sich, wenn der Beginn der Rente später liegt. Von dem so errechneten Ertragsanteil wird noch ein Werbungskostenpauschbetrag von DM 200,— abgezogen.

Altmann: Wenn nun beide zusammenzuver-lagenden Eheleute je eine Sozialrente beziehen, hat dann jeder Anspruch auf den Pauschbetrag von DM 200,—?

Fiskus: Ja, wobei jedoch eine Einschränkung zu beachten ist, die ich Euch an einem Beispiel erläutern möchte:

	beim Ehemann	bei der Ehefrau
Der Ertragsanteil aus der Angestelltenversicherungsrente beläuft sich auf jährlich..... als Pauschbetrag kann in Anspruch genommen werden	DM 600,—	DM 150,—
zu versteuern sind demnach	DM 200,—	DM 150,—
	DM 400,—	DM —,—

Hier fällt auf, daß bei der Ehefrau als Pauschbetrag für Werbungskosten nur DM 150,— anstatt DM 200,— abgesetzt werden. Mit anderen Worten: Der Pauschbetrag kann nicht zu negativen Einkünften führen und auch nicht beim Ehemann angerechnet werden.

Groß: Vermeide, schlafende Hunde zu wecken! Meines Wissens leben viele Ruhegehaltsempfänger so im Verborgenen, daß auch die Lampen des Finanzamtes nicht bis zu ihnen hinleuchten. Und man sollte die Rentner auch nicht unnötig beunruhigen.

Fiskus: So schlimm ist es gar nicht, denn bei Licht gesehen, führt die Rentenbesteuerung in den meisten Fällen nicht zu einer Einbuße.

Liegt der Ertragsanteil bei 20 v.H. und darunter, was in den meisten Fällen gegeben ist, so führt beispielsweise eine Jahresrente von DM 1000,— zu keiner Steuer, da durch den Pauschbetrag von DM 200,— der Ertragsanteil aufgezehrt wird.

Der Personenkreis, der von seiner Rente keine Steuern zu zahlen hat, erweitert sich jedoch noch wesentlich dadurch, daß die sonstigen Einkünfte, von denen der Steuerabzug vom Arbeitslohn nicht vorgenommen wird, jährlich bis zu DM 800,— betragen können. Hierzu ein Beispiel:

Jahresrente aus der Invaliden-, Angestellten- oder Knappschaftsversicherung	DM 5000,—
Ertragsanteil 20 v.H. =	DM 1000,—
abzüglich Pauschbetrag für Werbungskosten	DM 200,—
Unter der Voraussetzung, daß abgesehen von der durch den Lohnsteuerabzug erfaßten Pension keine Einkünfte aus anderen Einkunftsarten wie Kapitalvermögen, Vermietung und Verpachtung usw. vorliegen, sind auch für die verbleibenden keine Steuern zu entrichten.	DM 800,—

Fleißig: Wenn nun der in dem vereinfachten Beispiel sich ergebende Grenzwert überschritten wird, und zwar aus folgenden drei Gründen:

- a) weil die Rente höher ist oder weil
- b) der Ertragsanteil infolge früheren Beginns der Rente größer ist oder weil
- c) zu der Rente noch andere Einkünfte kommen

tritt auch dann der Härteausgleich ein, den Du uns schon in unserem April-Gespräch erläutert hast?

Fiskus: Aus dieser Frage darf ich entnehmen, daß meine früheren Ausführungen bei Dir auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Gerade durch den Härteausgleich wird eine etwaige Besteuerung der Renten wesentlich gemildert, wie folgendes Beispiel zeigt:

Jahresrente aus der Angestelltenversicherung	DM 5000,—
Hiervon Ertragsanteil 25 v. H., da diese Rente schon mit dem 60. Lebensjahr begonnen hat	DM 1250,—
nach Abzug des Pauschbetrages für Werbungskosten von	DM 200,—
sind zu versteuern	DM 1050,—
Hinzu kommen noch Einkünfte (Einnahmen abzüglich Werbungskosten) aus Kapitalvermögen von	DM 150,—
Insgesamt betragen mithin die sonstigen Einkünfte, die kein Arbeitslohn sind und von denen keine Lohnsteuer einbehalten wird	DM 1200,—

Der Härteausgleich gilt für alle Einkünfte, außer Arbeitslohn, wenn diese zwischen DM 800,— und DM 1600,— liegen. In diesem Beispiel wirkt sich der Ausgleich wie folgt aus:

„Echte“ obere Grenze	DM 1600,—
effektive sonstige Einkünfte ..	DM 1200,—
Die restlichen	DM 400,—

bleiben bei Errechnung der Steuer außer Ansatz, so daß die sonstigen Einkünfte tatsächlich nur mit DM 800,— versteuert werden. Schließlich möchte ich noch kurz darauf hinweisen, daß es auch Leibrenten gibt, die auf eine bestimmte Zeit beschränkt sind. Für die Feststellung des Ertragsanteils ist eine andere Tabelle maßgebend. Alle, die es angeht, mögen sie dem § 55 der Einkommensteuer-Durchführungsverordnung entnehmen.

Altmann: Bei den Lohn- und Gehaltserhöhungen für die „Aktiven“ sind wir Rentner nur Zuschauer. Nach ein paar Jahren hinken auch wir etwas nach. Ändert sich durch eine Aufstokkung unserer Rente auch ihre steuerliche Erfassung?

Fiskus: Wenn die Erhöhung der Rente lediglich auf einer Anpassung an die gestiegenen Lebenshaltungskosten beruht, was bei Euren Sozialrenten fast ausschließlich der Fall ist, ändert sich hierdurch der ursprüngliche Vomhundertsatz nicht. Da nunmehr die erhöhte Rente Bemessungsgrundlage für die Errechnung des Ertragsanteils ist, tritt selbstverständlich eine geringfügige Erhöhung der Einkünfte ein. Findet jedoch aus anderen Gründen eine spätere Anhebung der Renten statt, so ist der Erhöhungsbetrag als selbständige Rente anzusehen, für die der Ertragsanteil vom Zeitpunkt der Erhöhung an gesondert zu ermitteln ist. Das wird allerdings bei dem hier angesprochenen Personenkreis kaum geschehen.

Steuerfreie Renten

Kohle: Ihr wißt, daß ich vor ein paar Jahren einen schweren Unfall hatte, der mir eine Rente aus der gesetzlichen Unfallversicherung einbrachte. Derartige Renten sind doch steuerfrei?

Fiskus: Unser Freund Kohle hat damit das Stichwort dazu gegeben, daß es neben den steuerpflichtigen Renten auch Renten gibt, die kraft Gesetzes *steuerfrei* sind.

In der Hauptsache zählen hierzu:

1. Renten aus der *gesetzlichen* Unfallversicherung, auch wenn sie an Hinterbliebene gezahlt werden; dagegen sind Rentenbezüge aus einer privaten oder beruflichen Unfallversicherung nach den bereits geschilderten einschlägigen Bestimmungen über die Leibrentenbesteuerung steuerpflichtig.
2. Versorgungsbezüge an Wehrdienstbeschädigte, Kriegsbeschädigte, Kriegshinterbliebene und ihnen gleichgestellte Personen, soweit es sich *nicht* um Bezüge handelt, die auf Grund der Dienstzeit gewährt werden,
3. Kriegsschadenrenten,
4. Wiedergutmachungsrenten, mithin Renten, die auf Grund gesetzlicher Vorschriften zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts gewährt werden,
5. Fürsorgerenten.

Groß: Meine Kriegsbeschädigtenrente ist also steuerfrei. Darüber hinaus erhalte ich bekanntlich noch einen steuerfreien Pauschbetrag, der sich nach der Minderung der Erwerbsfähigkeit richtet. Das ist auch bei unserem Freund Kohle wegen seiner Unfallrente der Fall.

Pension

Altmann: So ergibt sich also, daß die uns in der Hauptsache interessierenden Sozialrenten mit ihrem Ertragsanteil zur Besteuerung herangezogen werden, und daß eine Reihe von Renten steuerfrei ist. Nun gestatte mir zum Schluß noch die Frage:

Weshalb hält mir mein früherer Arbeitgeber

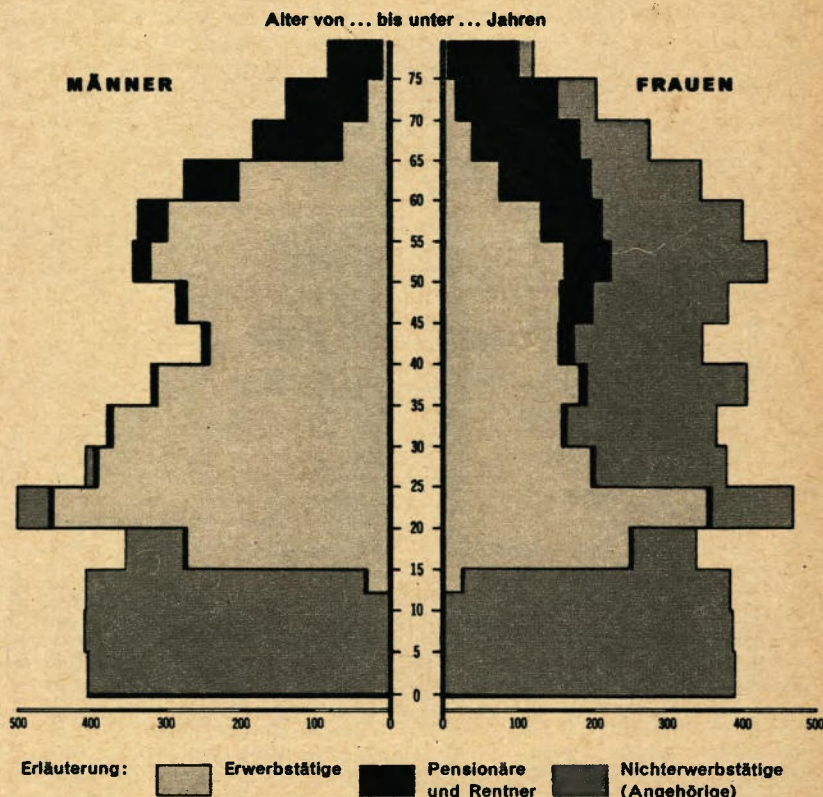
von der Pension, die ich von ihm erhalte, Lohnsteuer ein?

Fiskus: Wegen der vorgeschrittenen Zeit muß ich mich hier ganz kurz fassen. Wenn ein Arbeitgeber seinen in den Ruhestand getretenen Angestellten aus Mitteln des Betriebes eine zusätzliche Altersrente, das heißt also eine Pension gewährt, so sind diese Bezüge begrifflich beim Arbeitnehmer nicht Renten, die der sogenannten Rentenbesteuerung unterliegen, sondern *Arbeitslohn*, der in voller Höhe lohnsteuerpflichtig ist. Ich muß jedoch noch darauf hinweisen, daß ein Arbeitgeber auch auf andere Weise eine Altersversorgung oder eine zusätzliche Altersversorgung seiner Arbeitnehmer sicherstellen kann. So kann er beispielsweise Zuweisungen an eine rechtsfähige Pensions- oder Unterstützungskasse leisten, aus der die Versorgungsleistungen an die Arbeitnehmer fließen. Er kann aber auch unter Einschaltung einer Versicherungsgesellschaft einen Direktvertrag zugunsten seiner Arbeitnehmer abschließen. Näher darauf einzugehen, wie in diesen Fällen die Dinge auf beiden Seiten (Arbeitgeber und Arbeitnehmer) steuerlich liegen, würde den Rahmen unserer heutigen Unterhaltung sprengen. Hierbei kommt es nämlich im wesentlichen darauf an, ob und inwieweit derartige Zuweisungen des Arbeitgebers an Pensions- und Unterstützungskassen oder Versicherungsgesellschaften schon steuerpflichtiger *Arbeitslohn* sind, wenn sie an diese Institute geleistet werden. Sind bereits die Beitragsleistungen des Arbeitgebers Arbeitslohn, so sind die später den Arbeitnehmern zufließenden Beträge steuerlich Renten, die nur mit dem Ertragsanteil steuerlich erfaßt werden.

Fleißig: Da es auch hier noch die verschiedensten Varianten geben soll, möchte ich vorschlagen, daß wir heute mit dem Dargebotenen Schluß machen. Wir laufen sonst Gefahr, daß uns das Grundsätzliche wieder verlorengeht. Außerdem scheint mir, hat unser Freund Groß noch etwas zu sagen.

Groß: Gott erhalte uns gesunde Pensionäre!
Dr. Fritz Endemann

Zu Beginn des Jahres 1963 hatte die Bundesrepublik einschließlich Westberlin rund 57300000 Einwohner. Die graphische Darstellung des Statistischen Bundesamtes schlüsselt die Bevölkerung auf, getrennt nach Männern und Frauen, Lebensalter und Stellung im Erwerbsleben. Von der Gesamtbevölkerung nehmen die Erwerbstätigen 44 v. H., die Nichterwerbstätigen (Angehörigen) 42 v. H. und die Rentner und Pensionäre 14 v. H. ein. Die Einbuchung auf der Seite der Männer zeigt links in der Mitte die Kriegsverluste unter den heute 40- bis 50jährigen.





DEUTSCHE BUNDESBANK AUSZÜGE AUS PRESSEARTIKELN

Arbeitnehmer - Sparen - Geldwert und Eigentum

Auszüge aus dem von der Deutschen Bundesbank veröffentlichten Referat Ludwig Rosenbergs, das der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes am 7. November 1963 vor dem Deutschen Sparkassentag hielt:

Eines der schwierigsten Probleme unserer Zeit ist die Frage, wie man in einer freien Wirtschaftsverfassung die Aufgabe löst, die Vermögensverteilung innerhalb der verschiedenen Gruppen der Gesellschaft so zu gestalten, daß man in dem bestehenden Zustand keinen Anlaß findet, über Ungerechtigkeit zu klagen...

Niemand erwartet, daß ein Staat und eine Gesellschaft den absoluten Idealzustand herzustellen in der Lage ist - aber kein Staat und keine Gesellschaft kann ein ständiges Unbehagen über Zustände ungefährdet ertragen, die von Menschen der verschiedensten Gesellschaftsgruppen gleichermaßen als ungerecht, als unerträglich und schließlich als dem Sinn und Ziel dieser Gesellschaft nicht entsprechend empfunden werden: Und so ist es kein Zufall, daß von den verschiedensten Gruppen unserer Gesellschaft eben dieses Problem immer wieder aufgegriffen wird und daß immer wieder neue Vorschläge und Lösungen erdacht werden, um diese Frage anders und besser zu lösen, als es bisher geschah und damit das zu beseitigen, was als Unbehagen zwar etwas unklar, aber im Bewußtsein unzweifelhaft sehr bestimmt vorhanden ist...

Die freie Gesellschaft lebt von der Überzeugung, daß gleiche Chancen jedem Bürger nach seinen

Anlagen die Möglichkeit nicht nur seiner geistigen Entfaltung, sondern auch seiner wirtschaftlichen und sozialen Sicherheit geben. Die Stabilität der freien Gesellschaft hängt entscheidend davon ab, inwieweit diese Überzeugung durch die tatsächlichen Verhältnisse bestätigt wird. Der Staat als Organisationsform der freien Gesellschaft hat demnach die Aufgabe, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß diese Verhältnisse durch geeignete Maßnahmen herbeigeführt werden... Uns beschäftigt heute jener Bereich des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens, der als Konsequenz einer freien wirtschaftlichen Betätigung zu der Ungleichheit und zu jenem Unbehagen führt, das anfangs erwähnt wurde. Dieser Zustand, der ganz besonders und entscheidend jene Gesellschaftsgruppen betrifft, die in abhängiger Arbeit in unserer Wirtschaft und Verwaltung tätig sind, wird um so schmerzlicher empfunden, als gerade diese Gruppen sich von einer freien und demokratischen Gesellschaft die Chancengleichheit und die damit verbundene wirtschaftliche und soziale Sicherheit erwarten, die sie in anderen politischen Systemen für unerreichbar glauben...

Wir wissen aus der Sozialstatistik, die den meisten Bürgern unseres Landes nicht bekannt ist, was sie täglich als ungerecht und als Beschwerde empfinden, nämlich daß mehr als zwei Drittel der gesamten Vermögensbildung über die Selbstfinanzierung der Unternehmen erfolgt und auf Überschüssen der öffentlichen Hand beruht. Das bedeutet, daß weniger als 1/3 der gesamten Vermögensbildung über die Spargung der privaten Haushalte geht. Von diesem 1/3 der privaten Spargung entfallen fast 1/2 auf die Spartätigkeit der Selbständigen und ähnlicher Gruppen. Kaum 1/3 von dem 1/3 der privaten Spargung entfällt auf die Spartätigkeit der Arbeitnehmer. Und von diesem 1/3 ist es etwa nur die Hälfte, die auf die Spartätigkeit der Arbeiter entfällt...

Untersuchungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß die Schwelle der Spartätigkeit für einen Normalhaushalt mit zwei Kindern bei einem Netto-Einkommen zwischen 700 und 800 DM liegt. Eine vermögenswirksame Anlage der Spargelder - also etwa der Kauf

von Wertpapieren - beginnt erst bei Einkommen von über 1500 DM. Und erst bei Einkommen von über 2000 DM erhält die Vermögensbildung eine nennenswerte Bedeutung...

Wenn wir uns also dessen bewußt sind, daß durch eine begrenzte aber immerhin mögliche Erweiterung der Spartätigkeit der Arbeitnehmer diese weder zu Kleinkapitalisten noch zu wirklich Vermögenden werden, so bedeutet das nicht, daß Sparen keinen Sinn hätte. Die durchschnittliche Sparsumme der Arbeiter, die heute jährlich etwa 250 DM beträgt, kann vielleicht - und mit entsprechenden Mitteln sogar wahrscheinlich - bis auf 500 oder 600 DM erhöht werden. Das befähigt sie selbst nach 20 Jahren Spargung noch nicht, ein kleines Eigenheim aus eigenen Mitteln zu finanzieren, aber es bietet ihnen gewiß zusätzliche Vorteile. Es bedeutet eine nicht zu verachtende Reserve in Notzeiten. Und es gestattet den Barkauf hochwertiger Haushaltsgüter und macht somit den Arbeitnehmer unabhängiger und den Erwerb solcher Güter preiswerter...

Wir glauben, daß das Sparen - auch wenn es Zwecksparen für eine Anschaffung ist - der persönlichen Sicherheit, der Preisstabilität und der überlegten Anlage dienlicher ist, als eine übergroße und sicherlich nicht immer notwendige Verschuldung. Die gute alte Regel ist deshalb nicht veraltet, weil sie schon unsere Großeltern pflögten, daß nämlich Barkauf vielfältige Vorteile bietet und Schulden Schulden bleiben, auch wenn sie noch so attraktiv aufgemacht werden. Eine Selbsttäuschung über seine eigene wirtschaftliche Situation trägt nicht dazu bei, sie zu verbessern...

Es gilt also, die Voraussetzungen zu schaffen, die - in dem relativ engen Rahmen der gegenwärtigen Vermögensbildung - eine Förderung des Sparwillens, der Sparmöglichkeiten und eine Sicherung der Spareinlagen in bezug auf ihre Kaufkraft möglich machen. Diese Aufgabe ist eine wesentliche Verpflichtung eines Staates, der im besten Sinne des Wortes ein Wohlfahrtsstaat sein will, ein Staat, der der Wohlfahrt aller seiner Bürger dient und der denen gegenüber eine besondere Verpflichtung hat, die wirtschaftlich schwächer als andere sind...



Mit diesem Beitrag schließen wir unsere Berichtsfolge über die „Hohe Schule auf Steckenpferden“ ab. Über zwei Jahre hin hat Walter Pause in jedem Heft von WERK UND WIR unseren Lesern neue Steckenpferde vorgetrabt und die alten Steckenpferde neue Figuren der Hohen Schule gelehrt. An den Hoesch-Steckenpferdturnieren der letzten Jahre hat sich ein immer größerer Kreis unserer Arbeiter und Angestellten beteiligt, und das weite Echo hat gezeigt, daß die Sorgen um eine sinnvolle Verwendung der Freizeit zumeist ungerechtfertigt sind. Zu unserer Freude kamen zu vielen der Pause-Beiträge Anregungen aus der Belegschaft. Um unseren Lesern die behandelten Themen in Erinnerung zu rufen, fassen wir die Titel der 24 Beiträge Walter Paus aus den Heften 1/1962 bis 12/1963 von WERK UND WIR noch einmal zusammen: Skiwandern und Skilaufen · Wir spielen Schach · Ein Mann am Herd · Große Welt auf kleinstem Raum: Die Briefmarke · Gärtner an Leib und Seele · Beeren sammeln und Pilze suchen · Sehen lernen mit der Kamera · Wer viel geht, fährt gut · Wir malen und zeichnen · Mit Büchern leben · Mit Schere, Papier und Poesie · Wir machen Musik · Stille Freude am Aquarium und Terrarium · Sport als Steckenpferd - Skilaufen · Wir zaubern Wohnbehagen · Ahnenforschung · Die Brieftaube · Fische fangen · Bergsteigen und Klettern · Der Segelflug als Steckenpferd · Sammeln macht glücklich · Fotografieren mit Köpfchen · Ausgerechnet Kakteen · Zimmer im Grünen.

Henkel Blätter vom Hause

Arbeiter und andere üble Leute

„Die Angestellten haben sich gegen ihre Kollegen durchaus höflich zu benehmen und sich gegenseitig ihre Arbeit zu erleichtern, soweit sie dazu im Stande sind. Etwaige Streitigkeiten dürfen nicht, wie es vielfach geschehen ist, im Comptoir zum Austrag gebracht werden.“ Das stand in einem Engagements-Vertrag eines Industrie-Unternehmens für ihre Angestellten aus dem vergangenen Jahrhundert. Es gibt noch einige andere Passagen in diesem Anstellungsvertrag, die jeden Leser im Jahre 1963 recht heiter stimmen können. So liest man dann belustigt, daß „im Comptoir nur die geschäftlichen Angelegenheiten mit gedämpfter Stimme“

besprochen werden dürfen, daß es aber strengstens verboten sei, „über irgendwelche Privatsachen im Büro zu reden“. Im Paragraph 5 heißt es: „Krankheiten, welche durch ausschweifenden Lebenswandel entstehen, entbinden die Firma von der Bezahlung des Salaires und berechtigen dieselbe zur sofortigen Entlassung.“ Das Lächeln über solche Bestimmungen friert dann aber beim Leser aus dem Jahre 1963 immer mehr ein, wenn er aus dem Vertrag entnehmen muß, daß er - ohne weitere Gegenleistung - nach Austritt aus der Firma „während vier Jahre in kein Konkurrenzgeschäft eintreten und nichts unternehmen darf, was obiger Firma nachteilig werden könnte. Andernfalls wird eine Conventionalstrafe von 6000 Mark (!) fällig.“ Wem über diesen harten Bedingungen das Lachen noch nicht vergangen ist, dem werden die letzten Illusionen über die gute alte Zeit geraubt, wenn er Paragraph 4, Punkt 9 liest. Dort heißt es: „Gemeinschaft mit

Dienstboten oder Arbeitern zu halten, sowie Umgang mit übel beleumundeten Leuten zu pflegen, ist unbedingt verboten.“ Mit einer solchen Formulierung, die Arbeiter und andere beleumdete Personen in einem Atemzug nennt, zerreißen natürlich alle mehr oder weniger gutgemeinten Versuche, über die Vergangenheit einen romantisch erklärenden Schein zu legen. Die Klagen über die Gegenwart, über den unpersönlichen Ton in dem Industriebetrieb und über manche andere Mißlichkeit bekommen vor der Bedeutung einer solchen Bestimmung eines Arbeitsvertrages aus dem 19. Jahrhundert eine andere Bedeutung. Aber läßt sich nicht auch an einer solchen Bestimmung ablesen, welch entscheidende Wandlung in unserer Gesellschaft in den letzten acht Jahrzehnten eingetreten ist?...

Blätter vom Hause, Heft 10/1963
Werkzeitschrift des Hauses
Henkel & Cie. GmbH.

ZIMMER IM GRÜNEN

Steckenpferd für beherzte
Großstadtmenschen

Wer erinnert sich nicht, sobald von Zimmerpflanzen die Rede ist, jener anspruchsvoll-geräumigen „Wintergärten“ von einst! Dieser üppig verglasten und drinnen von dumpfer Schwüle erfüllten Gefängnisse grünender Natur, die von jedem neuen Mai erbarmungslos zu langweiligen Abstellplätzen degradiert wurden! Das Wort „Wintergarten“, ich kann mir nicht helfen, erweckt heutigentags nur noch komische Empfindungen, ähnlich jenen, die uns beim Wort „Zimmerpflanzen“ bereits überwallen: Ich jedenfalls sehe, wenn jemand von einer Zimmerpflanze spricht, immer nur ein bleichgesichtiges Großstadtkind vor mir, ein wahrhaft frommes Kind und eine rührende Tochter, ganz gewiß, aber doch ein Unglückskind der Mutter Natur, farblos, fade, von allen guten Sonnengeistern verlassen. Was aber den „Wintergarten“ unserer Großeltern betrifft, so spürt man hier immer deutlicher ein Mißverhältnis zwischen dem Aufwand für so einen Prachtgarten und der Niederlage vor einer einfachen Frühlingsgartennatur, die jenen Aufwand immer wieder beschämte.

Ob Wintergarten von 1890 oder Blumentopf von 1964, es gibt keinen Zweifel daran, daß der Mensch zu allen Zeiten bemüht ist, Mutter Natur nicht vollends hinter sich zu lassen. Die Menschen unserer Großstädte werden immer mehr von dem Drang nach Naturnähe beherrscht, sie sehnen sich nach den köstlichen Augenweiden grünender Flächen, nach dem Farben- und Düfteraustausch blühender Blumen- gärten und nach reiner, frischer, kräftiger Luft. Viele Leute gehen heute den Umweg über den Sport, um Anschluß ans „Grüne“ zu finden, andere wieder, und das sind vor allem viele Frauen und Mädchen, holen sich den grünen Zauber kurzerhand ins eigene Stadtheim, ans Fensterbrett, auf den Balkon, in einen Erker, in Töpfen, Kübeln oder Wannen.

Umgang mit Blumen

Was ist aber denn nun eigentlich an diesem so viele Stadtmenschen beherrschenden Zauber des Grünen? Ich glaube, daß jeder an Leib und Seele unversehrte junge Mann, könnte er je die Lebensweisheit eines alten Mannes besitzen, nur ein Mädchen heiraten würde, dessen Weiblichkeit er in ihrem Umgang mit Blumen bestätigt findet. Dieser Umgang trägt nicht. Gibt

es einen gültigeren Beweis für tüchtiges Frauenwesen als eben diese Freundschaft mit Blumen?

Genauso wie Menschenkinder verlangen Blumen *mehr* als nur schwärmerische Begeisterung für das Lebenswunder des Keimens, Knospens und Erblühens. Blumen und Kinder verlangen Opfer, Opfer an Zeit, Mühe, Zucht und Geduld, ehe sie ihr großes Glück verschenken.

Blumen, kurz gesagt, formen und bilden jede Frauenseele, in deren Schutz unsere Kinder gedeihen müssen. Blumengärten, ob groß oder winzig klein, sind die Hochschulen der Frauenseele. Die Frauen unserer Zeit sind noch vor uns Männern mißtrauisch geworden gegen den peinlichen „Sieg“ der Technik und des Mas-

senwahns, sie haben deutlicher verspürt, was es bedeutet, wenn wir die Natur nicht nur aus dem Bannkreis unserer städtischen Wohnungen, sondern auch aus dem Bannkreis unserer Seelen verlieren.

Alles hascht heute nach einem Stück Natur, die Frauen zumal, auch wenn sie diese Natur oft nur noch am leuchtend roten Rockzipfel eines blühenden Geranienstockes erwischen. Alle spüren die große Gefahr, die uns droht, wenn wir vollends in den Dunst- und Lärmglocken unserer Großstädte untertauchen.

Nun gut, die Mutter Natur hat sich mehr denn je in unserem Gewissen festgesetzt und mahnt. Viele können der Natur nachreisen, die Motorisierung hat das leichter gemacht. Aber nicht alle Großstädter können aufs Land reisen, in



die Alpen, ans Meer oder in die mitteldeutschen Waldgebirge: Manch einem verwehren die Umstände sogar, ins nahe Sauerland auszubringen.

Und eben hier, bei den Ärmsten der armen Großstadtgefangenen, möchte ich meinen Tip zuerst anbringen: Holen Sie sich die Natur ins Haus, wenn es Winter wird! Man kann sie bis in den hintersten Hinterhof verpflanzen, um auch dort noch den seligen Abglanz des „draußen vor der Stadt“ zu genießen. Es müssen nicht nur Blumentöpfe und Blumenkästen sein! Die Technik, gegen die wir uns sonst so oft wehren müssen im menschlichen Bereich, hat hier einige Möglichkeiten eröffnet, die uns erlauben, die Hege von Blumen und anderen Grünpflanzen innerhalb unserer winterlichen Wohnung weit über jedes uns bislang bekannte Ausmaß hinaus zu kultivieren.

Grüne Inseln im Zimmer

Die Blumen, die wir vom Herbst bis zum Frühling in unserer Stadtwohnung hegen wollen, müssen nicht mehr nur am Fensterbrett vegetieren. Sie können auch ins Zimmer hineinspazieren und sich da oder dort zu grünen Inseln oder Gehegen ausbreiten, wenn wir nur die heute modernen Riesenfenster besitzen. Dies ermöglichen uns Schalen, Töpfe und Wannen aus gebranntem Ton oder neuen Kunststoffen, die wie gebrannter Ton luftdurchlässig sind. Wie unsere alten Blumentöpfe müssen sie auch ein Bodenloch, also ein Abzugsloch besitzen, um wasserdurchlässig zu sein. Des weiteren müssen diese neuen Gefäße ähnlich wie die altmodischen Blumentöpfe konisch in der Form sein, weil der Erdballen beim Umsetzen nicht beschädigt werden darf.

Diese Schalen, Töpfe, Wannen und Becken können a) in Fensterleibungen eingebaut werden, b) in regelrecht ausgebaute Blumenfenster, c) in Erkern und anderen „toten“ Winkeln unserer Wohnung, wo wir ihnen fachgerechte Behältnisse zur Verfügung stellen, d) im Fußboden, auf Estraden oder auf Regalen. Ja,

diese Blumentöpfe und -schalen und -wannen können sogar von der Decke oder vom Erkersims oder von einem Bambusgerüst herabhängen.

Wichtig bleibt dabei nur, daß diese Gefäße luft- und wasserdurchlässig bleiben, auch wenn sie in Übertöpfen stehen oder in Torfbetten. Einen nicht luft- und wasserdurchlässigen Behälter, wie glasierte Töpfe, Glas- oder Porzellan-gefäße oder gar Blechbüchsen (alles schon mal dagewesen!), für Blumen zu verwenden, heißt die Blumen malträtieren, heißt sie zum baldigen Verkümmern verurteilen. Töpfe und Wannen mit Bodenlöchern müssen, wenn sie in Übertöpfen oder Überwannen stehen, immer auf einem kleinen Drahtrost aufsitzen, auch soll der Abstand zwischen Erdbehälter und Außenschale zumindest daumenbreit sein. Der dadurch mögliche Luftmantel wirkt temperaturausgleichend, und der größere Zwischenraum verhindert, daß der innere Blumentopf mit Resten des abgelaufenen Gießwassers in Berührung kommt.

Vorher Lesen und Lernen

Über das kleine Abc der Pflanzenpflege, wie man für genügend Licht, für frische Luft sorgt, für das bekömmliche Klima, für das richtige Erdreich (ein Sechstel Sand und durchfeuchter Torf sind unerlässlich!), wie man die Pflanzen vor Frost, Hitze und Trockenheit schützt, darüber muß man sich freilich genauso gewissenhaft und rechtzeitig informieren wie eine junge Frau über „Säuglingspflege“.

Eine Pflanze, die aus der freien Natur in die für sie künstlichen Umstände eines Zimmers gebracht wird, ist gefährdet und stellt an ihren Betreuer deshalb erhöhte Ansprüche; andererseits gibt es so gute Gartenbücher, und insbesondere auch Bücher über das Thema „Wohnen mit Blumen“, daß jeder, der sich lesend vorbereitet, kaum in Verlegenheit kommen kann.

Wie weit man sich jetzt vom Blumentopf und vom einfachen Kasten am Fensterbrett entfernen und die Hege von Zimmerpflanzen kultivieren kann, dies lehrte mich in den letzten Jahren ein guter alter Freund, der durch eine Fabrikserweiterung seinen geliebten Schrebergarten verlor. Dieser Mann hat den etwas unwohnlichen, weil viel zu schmalen Erker seines Wohnzimmers kurzerhand zu einem richtigen Blumenbeet ausgebaut, mehr noch, er hat den häßlichen alten Erker in ein zauberisch grünes und blühendes Gewölbe verwandelt.

Zunächst besorgte er sich eine riesengroße Wanne aus Eternit – einen neuen, gegen Frost und andere Witterungseinflüsse unempfindlichen Asbest-Zement-, die genau die Ausmaße der Bodenfläche des Erkers besaß. Diese Wanne wurde mit nassem Torf aufgefüllt, in den mein Freund dann anscheinend willkürlich, doch nach einem klug erdachten Plan seine Blumentöpfe verteilte und so tief versenkte, daß kein Topfrand mehr zu sehen war. Das Fensterglas des Erkers wurde gegen das frostfeindliche Gartenklarglas ausgetauscht, vor das Fenster und vor die seitlichen Wände spannte mein Freund ein blankweiß gestrichenes eisernes Baustahlgerüst, um es als Klettergerüst für kletterfreundliche Pflanzen zu verwenden. Ein Ventilator, ein Frostwarmer, ein Kipprollo als Sonnenschutz wurden beschafft und ebenfalls eingebaut.

Dann kam die Bereitung des richtigen Erdreiches. Es wurde auf Alchimistenart mit größter Sorgfalt und Hingabe gemischt aus reinem Sand, feuchtem Torfmüll, Humusdünger, wenig Düngerkalk und viel Gartenerde.

Die Premiere dieses Zimmergärtchens, keines-

wegs bei Apfel- und Beerensäften, sondern bei einer Flasche guten Rheinweins gefeiert, zeigte dann, wie sehr sich alle Mühe gelohnt hatte: Von dieser Stunde an kam das Licht in meines Freundes Zimmer sozusagen auf grünen Wegen, es ist, als scheine jetzt immerzu Frohsinn durch die grün überspannten Fenster. Dabei gibt der neue Grünerker meines Freundes einen nahezu theatralischen Zauber ab mit seiner Blumenbühne zwischen den grünen Kulissen am weißen Gitter.

Ideen muß man haben

Andere Freunde von mir, die Meiers, haben jenen Blumenerker gesehen und sich sofort daran gemacht, meinen Freund zu übertrumpfen. Auch sie wohnen in den hochräumigen Verhältnissen einer Altbauwohnung in der innersten Großstadt. Sie haben sich nun eine Bambusallee gebaut, haben aus meterlangen Bambusstangen zwei Gerüstreihen mitten durch ihr Zimmer errichtet, an denen es zu allen Jahreszeiten grünt und blüht.

Der praktische Sinn hinter dieser botanisch-ästhetischen Idee war, durch diese freundlich wuchernden Grünwände eine Ebnische von einer Ruhenische zu trennen und die Ruhenische von einer Fensterecke, an der die Kinder ihre Schularbeiten verrichten.

Wer nachdenkt, kommt auf vielerlei solcher Möglichkeiten, grüne Natur um sich zu haben. Auch der Besitzer eines kleinen Häuschens am Stadtrand, der im November seine kleinen Beete umgegraben und mit Fichtenästen abgedeckt hat, kann seinen Hunger nach Pflanzengrün und Blumenduft durchaus stillen, wenn er nachdenkt und unternehmerisch veranlagt ist. So könnte er, um nur ein Beispiel zu nennen, vor dem großen Gartenfenster im Inneren des Hauses eine geschickt versenkte Ebnische anlegen, um die ringsherum Blumenwannen stehen, so daß man im Dezember speisend immer noch „im Grünen“ sitzt.

Ich habe eine derartige Situation erst kürzlich gesehen und war entzückt davon, entzückt allerdings auch von der jungen Hausfrau, die nach den technischen Vorbereitungen ihres Mannes die Blumenhege übernahm und diese Aufgabe so anmutig betrieb, daß ich immer an „La belle jardinière“ aus dem berühmten Gemälde denken mußte. Diese Blumengalerie um die versenkte Ebnische wurde natürlich das Jahr über gepflegt, und weil sie da in gleicher Höhe wie die vor dem Fenster blühenden Blumenrabatten stand, meinte man in der Tat, im Garten selbst zu dinieren.

Diese Idee eines wahren Blumenfreundes, oder sagen wir redlicher: eines Epikuräers unter den Blumenfreunden, hat natürlich etwas von Raffinesse an sich, aber wo die Liebe zu den Blumen unschuldig bleibt, sollte Raffinesse nicht als Sünde gelten.

Freude am Zimmerbeet

Wer eine geflieste Diele mit viel Licht besitzt oder sonst einen großen Partererraum mit viel Platz, großen Fenstern und dem richtigen Bodenbelag, für den bedeutet es keine Angeberei, wenn er sich mitten in diesen Raum hinein ein „Zimmerbeet“ baut. Einen schöneren Schmuck gibt es nicht. Natürlich sind da Maurerhilfe und Gärtnerhilfe unentbehrlich, aber die Pflege kann man durchaus allein bewältigen, wenn einmal die richtigen Umstände geschaffen, die richtige Erde bereitet und die richtigen Blumen und Pflanzen ausgewählt und gepflanzt wurden.

So ein Raumbeet bringt eine große Überraschung ein: Denn nun sieht man Zimmerblumen nicht mehr gegen das einfallende Licht,





wie am Fensterkasten gewohnt, sondern *im* Licht, das heißt, die Blumenpracht wird wieder in ihren natürlichen Farben geschaut und genossen. Gegen das Licht verlieren Blumen ihre Farben, im Licht verschenken sie ihre feinsten Nuancen. Außerdem ist es viel natürlicher, auf Blumen herabzusehen als zu ihnen hinauf oder hinüber.

Dies ist aber nicht der einzige neue Reiz an einem Zimmerbeet. Wer es sich leisten kann, muß diese Idee einmal ausprobieren, und er wird fröhliche Bilanzen ziehen als Zimmergärtner.

Wer Pflanzen liebt, aber kein Talent zur Pflanzenpflege besitzt, wer zu vergeblich ist, wer aus Überzeugung faul ist, auch zu faul zu fauler Kakteenpflege, der hole sich die winterliche Naturfreude wenigstens als Dekor ins Zimmer, als Augenweide. Moorkolbengewächse beispielsweise oder große Weißdornzweige, selbst lange Binsenhalm, ein, zwei bis drei Meter lang, in alte leere Säureballons gestellt oder in große Bodenvasen (die einfarbig sein sollen und niemals bunt bemalt!), brauchen keine Pflege, kein Wasser, keine Rücksicht und bleiben Wochen und Monate ansehnlich: grafische Akzente aus der Natur. Auch kleinere Büsche aus Berglatschen, Kiefernästen oder auch Palmzweigen sind ebenfalls Sache des Faulen im Winter.

Zu Hause in meinem großen Wohnzimmer, das einer neunköpfigen Kompanie als familiärer Exerzierplatz dient, steht das ganze Jahr über vor der weißen Wand eine mächtige, alte, nun ausgewaschene Säureballonflasche als herrlich gebrauchte Bodenvase, in die wir, dem Jahreslauf entsprechend, einmal einen ganzen jungen Birkenstamm stecken, dann einen mächtigen Buchenast, der skurrile Muster an die Wand wirft, oder, wie gesagt, jene herrlichen Riesenbinsen, die man liebevoll wie die Japaner zurechtsteckt.

Um Weihnachten herum, wenn wir des Schnees wegen derlei Ungetüme nicht mehr ins Zimmer bringen dürfen, holt sich meine Tochter einen vorher in der Heizung getrockneten, möglichst bizarr geformten Riesenast mit viel Verzweigungen und Gabelungen, den sie dann mit kräftigen Farben, raffiniert aufeinander abge-

setzt, bemalt. All das ist natürlich tote Natur, aber sie ist lebendig in der Form. Und auf das Lebendige kommt es an.

Mit dem Ernst des Gärtners

Daß zu unserer grünen Familie, die wir vom späten Herbst bis zum April in unseren Wohnräumen hüten, natürlich auch die Kakteen gehören, versteht sich von selbst. Darüber wurde im letzten Beitrag zur Hohen Schule auf Steckenpferden bereits gesprochen. Ich möchte diesen Beitrag aber nicht schließen, ohne noch einmal auf den gärtnerischen Ernst verwiesen zu haben, der bei der Hege von Zimmerpflanzen noch viel entscheidender ist als beim Gärtnern in der freien Natur.

In der freien Natur hilft sich die Pflanze selber, da ist sie eingeboren, da ist sie genau in ihrem Element. In einem geschlossenen Raum, dem die unermeßliche Weite des Himmelsraumes mit der Fülle immer frischer Luft fehlt, vegetiert jede Pflanze nur, auch bei der besten Pflege. Wer dessen eingedenk bleibt, der darf sich an das hier empfohlene Steckenpferd halten, muß sich aber durch die einschlägige Literatur oder durch gärtnerischen Rat dazu vorbereiten. Denn die großen Fragen des Zimmergärtners, die für die Blumen stets Lebensfragen sind, drängen sich, sobald man zur Tat schreitet. Sie beginnen mit den richtigen Gefäßen und deren

Unterbringung im Raum; hier stoßen wir bereits auf die wichtigste Voraussetzung: viel, viel Licht.

Viel Licht sollte die Zimmerpflanze nicht nur von einer, sondern von allen Seiten umspülen, weshalb das moderne Blumenfenster, das aus der Hauswand wie ein luftiger lichter Erker ins Freie hinausragt, den Idealfall darstellt.

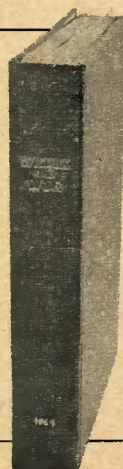
Aber nicht jeder kann sich ein Haus mit Blumenkerker bauen, sondern muß sich den gegebenen Umständen anpassen. Da muß er nun begreifen lernen, daß die hellste Seite der Wohnung auch die größten Gefahren aufweist, wenn nämlich kein Schattenschutz gegen allzu scharfe Sonnenstrahlung vorhanden ist. Und er muß begreifen, daß frische Luft durch keine noch so wohltemperierte Zimmerluft zu ersetzen ist, daß aber plötzliche Zugluft, wie sie von manchen Hausfrauen tagtäglich mit radikaler Pünktlichkeit geschaffen wird, durch den grausamen und grausam plötzlichen Temperaturunterschied (nun gar im Hochwinter) auch grausame Folgen haben kann bei den Pflanzen.

Er wird lernen, daß Heizungsluft kein Segen ist für Zimmerpflanzen, sondern eine Plage, und daß häufiges Versprühen von Wasser diese Plage kaum mindern kann. Zimmerpflanzen wollen in Wahrheit gar keine warm-wohlig Winteridylle, die meisten würden eine angenehme Kühle (die wir im Winter als Kälte empfinden) durchaus vorziehen.

Einigermaßen gleichbleibende Temperaturen also und ebenso eine (durch Verdunster erzeugte) gleichbleibende Luftfeuchtigkeit sind wichtig. Wichtig ist aber auch das angemessene Gießen und, falls man verreist, die entsprechende Fürsorge: Sie kann darin bestehen, daß man alle seine Töpfe in eine große, mit nassem Torfmoß gefüllte Wanne stellt und mit dem nassen Torfmoß auch noch die Topferde zwei Zentimeter tief bedeckt. Auf diese Weise kann man zwei Wochen lang zum Skilaufen nach Winterberg oder Garmisch fahren, ohne seiner Zimmerblumen wegen ein gepeinigtes Gewissen mit herumzuschleppen.

Allen diesen hier angeschnittenen ersten Problemen folgen Dutzende von weiteren. Es kommt die Problematik des richtigen Düngens hinzu, die der Pflanzenaufzucht (wozu man deren Lebensrhythmus in Gartenbüchern studieren muß), die des Umtopfens im Frühjahr, der Sommerpflege, der Schädlingsbekämpfung, der Vermehrung und so fort. Es ist, mit einem Satze gesagt, eben doch ähnlich wie bei der Säuglingspflege: Man darf vor der Fülle der Pflichten nicht resignieren. Die Liebe zur Natur muß so groß und so echt sein, daß man die Pflichten der Hege mit Freuden auf sich nimmt. Dies allein rechtfertigt den köstlichen Lohn, den Blumen wie kleine Kinder allemal verteilen, und dies allein rechtfertigt die Tatsache, daß hier der Umgang mit Zimmerpflanzen als Steckenpferd empfohlen werden durfte.

Die Sammel- mappe 1964 ist da



Ob Ihnen Werk und Wir nicht mehr Freude macht, wenn Sie alle zwölf Hefte des Jahres in einem Sammelband geordnet aufbewahren? Sie brauchen nur die eingelegte Karte auszufüllen und abzuschicken, und Werk und Wir liegt immer bereit, wenn Sie etwas über das Werk und uns erfahren wollen

50 Hoesch AG Westfalenhütte

29. 12. 1963 August Comes, Gießhallenmeister

40 Hoesch AG Bergbau

15. 12. 1963 Wilhelm Dziggel, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

Hoesch AG Westfalenhütte

30. 11. 1963 Friedrich Heidböhmer, Schichtmeister

5. 12. 1963 Fritz Mosel, Oberlaborant

13. 12. 1963 Johann Sasse, Normalspur-Lokführer

15. 12. 1963 Paul Valerius, Laborhelfer

16. 12. 1963 Wilhelm Hoffmann, kaufm. Angest.

19. 12. 1963 Franz Wegner, Laborhelfer

27. 12. 1963 Wilhelm Beer, Hobler

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

19. 12. 1963 Karl Köster, Warmkontrolleur

20. 12. 1963 Emil Dörfling, Verlade

Schmiedag AG

15. 12. 1963 Martha Pelzing, Sachbearbeiterin

Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH

16. 12. 1963 Josef Kretzer, Schiffsführer

25 Hoesch AG Bergbau

3. 1. 1963 Alfred Einhaus, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

4. 11. 1963 Franz Klein, Maschinist
Kokerei Emil

2. 12. 1963 Ewald Stumpe, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

5. 12. 1963 Franz Drecker, Transportarbeiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

6. 12. 1963 Alois Helke, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

7. 12. 1963 Ernst Wiesner, Hauer
Schachtanlage Radbod

9. 12. 1963 Josef Surmann, Maschinist
Schachtanlage Fritz-Heinrich

10. 12. 1963 Karlheinz Beschorner, Vulkanisiere
Schachtanlage Radbod

15. 12. 1963 Bernhard Wiesmann, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod

16. 12. 1963 Heinrich Klüsener, Kokereiarbeiter
Kokerei Kaiserstuhl

20. 12. 1963 Friedrich Hardick, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod

21. 12. 1963 Hermann Fischer, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher

21. 12. 1963 Johannes Rzepa, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

21. 12. 1963 Johann Wagoun, Rangierer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

23. 12. 1963 Josef Herden, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

23. 12. 1963 Oskar Krause, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod

27. 12. 1963 Siegfried Eisenhardt, Einstäuber
Schachtanlage Radbod

30. 12. 1963 Josef Swotat, Verlade
Schachtanlage Emil-Emscher

31. 12. 1963 Franz Kuhn, Maschinist
Kokerei Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 12. 1963 Heinz Deisenroth, Krankenoberkontr.

1. 12. 1963 Ernst Willinzig, 1. Pfannenmann

2. 12. 1963 August Keller, Magazinausgeber

8. 12. 1963 Erich Ober, Verzinkereiarbeiter

16. 12. 1963 Heinrich Deimel, Betriebsbeobachter

23. 12. 1963 Johann Fyalkowski, 2. Blockwalzer

28. 12. 1963 Franz Bleja, Maurer

28. 12. 1963 Heinz Soll, Oberpolier

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

15. 12. 1963 Georg Bernhard, Walzenmeister

28. 12. 1963 Richard Rack, Walzenmeister

Schmiedag AG

6. 12. 1963 Willi Birkelbach, Wärter
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

23. 12. 1963 Josef Lorey, Anstreicher

29. 12. 1963 Franz Schön, Buchhalter

Trierer Walzwerk AG

1. 12. 1963 Hans Müller, Packer
Werk Langerfeld

8. 12. 1963 Nikolaus Weis, Metallmattierer
Werk Trier

Dörken AG

19. 11. 1963 Werner Dietzel, Fräser

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

29. 12. 1963 Heinrich Bade, Ofenmann

Hoesch Export GmbH

16. 12. 1963 Josef Hackert, Prokurist

Ein Lied fährt durch den Schnee

Es war im Jahre 1795, als der Hauslehrer und königliche Musikdirektor Johann Abraham Peter Schulz in der Berliner Zeitung ein Gedicht las, das den Titel „Die Kinder bei der Krippe“ trug und folgendermaßen begann:

„Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all,
zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall . . .“

Johann Abraham Peter Schulz wohnte damals in der brandenburgischen Stadt Rheinsberg, wo er bald den Kirchenchor und bald die Kapelle im Schloß zu leiten hatte, das machte viel Arbeit und ebensoviel Freude. Aber das Gedicht kam dem Manne, in dessen Seele Immer neue Melodien aufklangen, nicht aus dem Sinn. Also setzte er sich eines Abends, es war im Advent, ans Klavier, stellte die Verse vor sich hin, als wären sie ein Notenblatt, und dann spielte und sang er die vier Strophen mit so viel Hingabe, daß er die Musik, die er zu ihrem Lobe soeben erfunden hatte, bald zu Papier brachte. Im Ofen bullerte das Feuer, vor dem Fenster aber schüttelte der Himmel seine Schneeflocken aus, und auf der Straße klimperten die Schlitten gen Löwenberg und Ruppín. Da kam unverhoffter Besuch. Der große Freund und Gönner Prinz Heinrich war es, der Bruder des Königs. Er sagte: „Mein lieber Schulz, das Lied ist sehr schön, wir wollen es Weihnachten auch singen lassen, wenn die brandenburgischen Waisenkinder im Schloß versammelt sind. Aber vorher müßten Sie beim Dichter der Verse redlicher Weise die Erlaubnis einholen!“ Daran hatte der Musikmeister Schulz noch gar nicht gedacht. Also schrieb er, als der Prinz wieder fort war, einen eiligen Brief an den Verfasser namens von Schmid, und da er keine andere Adresse wußte als die der Berliner Zeitung, schickte er das Schreiben durch einen königlichen Boten an die Schriftleitung des Blattes: „Verehrter Herr Dichter! Die Noten zu Ihrem Liede von den Kindern bei der Krippe füge ich mit Respekt diesem Umschlage bei. Sie wollen selber ermessen, daß hier kein Unwürdiger um Ihre geneigte Erlaubnis bittet, die Verse am Heiligen Abend singen lassen zu dürfen. Bedenken Sie mit Güte, daß Sie vielen Kindern aus der Mark Brandenburg eine Freude machen würden...“ So also lautete der Brief des Kapellmeisters Johann Abraham Peter Schulz an den Dichter Christoph von Schmid, der irgendwo in der Ferne wohnen mußte. Die Herren von der Berliner Zeitung empfingen zwar den Brief, sie gaben ihn auch dem nächsten Postillion weiter, der seine Pferde südwärts nach Bayern und zum Lechfeld lenkte, aber der Dichter Christoph von Schmid, zur Stunde als Pfarrer und Schulinspekteur in der Bischofsstadt Augsburg tätig, schüttelte den Kopf: Wie sauber hatte der Absender die Noten gemalt. Wie innig klang die Melodie, wenn man sie spielte, sei es auf der kleinen Hausorgel, sei es auf der Geige unterm Kinn. Und wie gerne würde der Dichter die Erlaubnis zum Singen erteilen, wenn – ja, wenn der Verfasser des Bittbriefes nicht vollends vergessen hätte, seinen Namen und die genaue Angabe seines Wohnsitzes unter das ganze Schreiben zu setzen.

Was konnte man also tun? Der Pfarrer Christoph von Schmid ging hin und her in der Stube, auch bei ihm bullerte das Öfchen, und in den Straßen von Augsburg lag der Schnee so hoch, daß die Pferde ihr Keuchen hatten. Da kam kein anderer als der Postillion selber. Ein riesiger Kerl war er, nie hatte er schlechte Laune, und diesmal übertraf er mit seinem findigen Sinn sogar die Weisheit des Herrn Pastors und Schulinspektors: „Das soll schwer sein, den Absender in Berlin oder Brandenburg zu finden? Bester Herr Pfarrer, das überlassen Sie getrost dem lieben Gott und mir!“



Damit schob der Mann nicht nur den Antwortbrief des Augsburger Dichters in den Ärmelaufschlag, er nahm auch das Notenblatt mit und stieg vergnügt auf den Bock seiner gelben Karosse. Unterwegs aber, auf der weiten Fahrt von Bayern bis zur Spree, setzte er immer wieder das Posthorn an den Schnurrbart und schmetterte das Lied „Ihr Kinderlein, kommet“ so laut und festlich durch die Dörfer und Städte, daß es niemand überhören konnte.

Tagelang rollte die Post. Oft wechselte man die Pferde. Und wo der Schnee allzu dick lag, dort mußte die Straße erst freigefegt werden, bevor die Räder aufs neue von der Stelle kamen. Doch drei Tage vor Heiligabend fuhr die vierspännige Kutsche auch durch Berlin, wo der verzweifelt auf Antwort wartende Kapellmeister Schulz soeben mit hängenden Ohren über die Oranienburger Straße ging, denn die Herren von der Berliner Zeitung hatten

ihm vor einer knappen Stunde gesagt: „Wir taten unser Bestes. Aber Sie, werter Herr Hofkapellmeister, Sie hatten Ihren ehrengedachten Namen unter dem Brief an den Augsburger Domherrn vergessen!“

Und nun traute der Musikant seinen frierenden Ohren nicht: Ein Postillion blies das Lied von den Kindern bei der Krippe – !?

Da fiel Schulz den Pferden in die Zügel, die Räder knirschten, dann klärte sich bald alles zur Heiterkeit der glücklichen Männer: Die Erlaubnis aus Bayern war da. In Rheinsberg aber würden am Heiligen Abend bald fünfhundert strahlende Kinder ihre Strophen singen, zum erstenmal, doch hinüberwirkend bis in unsere Tage: Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all . . . !

Heinz Steguweit

So lebten wir gestern und so leben wir heute

Oma weiß es ganz genau. „Das Leben vor dem ersten Weltkrieg war herrlich!“ So sagt sie, und dann ist sofort von Preisen die Rede. Eier waren halb geschenkt. Für Milch, Brot und Fleisch gab man nur Pfennige aus. Nehmen wir einmal das Familienalbum vor, das ganz alte aus Omas Zeit. Oma besaß ein Schulkleid und ein Sonntagskleid. Ein anderes Bild zeigt Oma inmitten ihres Spielzeuges. Wir sehen eine Puppe, einen alten Kaufmannsladen, der allen Geschwistern gemeinsam gehörte, und einen Kreisel! Der Kreisel war das großartigste – und natürlich einzige Weihnachtsgeschenk, abgesehen von den handgestrickten Strümpfen und einer roten Schleife fürs Haar. Omas Eltern lebten in guten Verhältnissen. Darum konnte man sich auch jährlich eine Urlaubsreise leisten. Nach Cuxhaven. –

Arbeit, Berufsausbildung und Schule nahmen mehr Zeit in Anspruch als heute – man hatte also gar nicht so viel freie Zeit. Auch mit der Kleidung hatte man ungleich viel mehr Mühe als heute: man schwang unförmige Bügeleisen, strickte selbst, weil fertige Kleidung teuer war, kannte keine Waschmittel und mangelte die Wäsche mühevoll mit einem unförmigen Apparat.

Oma hatte – wenn sie ehrlich ist – nicht allzuviel von ihrer Kindheit.

Aber sie war nicht unzufrieden oder gar unglücklich, denn sie kannte ja nichts anderes. Wir aber kennen das „andere“ Leben.

Täglich wird in Wort und Bild gezeigt, wie großartig heute manche Menschen leben. Sportwagen, Jacht, Haus am Meer, Sektpartys, Eleganz, kostspielige Freundschaften und Vergnügen . . . man könnte neidisch werden, nicht wahr? Natürlich gibt es heute sehr reiche Leute. Die gab es auch früher. Nehmen wir den Zar in Rußland. Der fror des Winters in Petersburg in seinem Winter-Palais, weil es noch keine ausreichende Heizung gab. Neuigkeiten aus aller Welt kamen nicht nach Stunden oder gar Minuten an sein Ohr – sondern nach Wochen und Monaten. Natürlich konnte er sich manchen Kunstgenuß erlauben – aber nur den, der gerade am Orte möglich war. Musik aus Hawaii, ein Kammerkonzert aus London, Theater aus Paris, ein Unterhaltungsabend aus Rom oder New York – undenkbar! Fräulein Lehmann sieht fern, hört fern oder erlebt diese Kunstgenüsse sogar unmittelbar, denn Künstler aus aller Welt sind laufend unterwegs. Fräulein Lehmanns Großmutter hätte auch nicht im entferntesten hoffen dürfen, jemals die Riviera zu erleben. Fräulein Lehmann aber fährt hin. Sie erlebt die Riviera zwar als „Volksausgabe“, aber immerhin – früher hätte es kaum zu einer Fahrt aufs Land gereicht. Trotzdem ist Fräulein Lehmann nicht glücklich. Es bedrückt sie, „nur“ per Volksausgabe die schönsten Flecken Europas kennenzulernen. Das „große Leben“ der anderen schwebt ihr vor.

Die Lebenserwartungen nehmen mit jeder Generation zu. Die schlimmsten Seuchen, von denen die Menschen zu Omas Zeiten heimgesucht wurden, sind gebannt. Wir leben gesünder, unsere Ärzte wissen mehr, und die pharmazeutische Industrie versorgt uns mit guten Medikamenten. Aber wir leben nicht nur länger, wir können auch die Zeit, die uns gegeben ist, besser nutzen. Die Technik hat die Arbeitszeit verkürzen helfen und gleichzeitig für Hilfen gesorgt, die uns in unserem privaten Leben wesentlich entlasten.

Wir hätten also allen Grund, geduldig zu sein. Wie aber sieht es mit unseren Wünschen für 1964 aus . . . ? Haben wir uns tatsächlich nur solche Ziele gesteckt, die sich auch erfüllen lassen, oder greifen wir zu hoch? Es ist kein Fehler, große Pläne zu schmieden, wenn man wenigstens, wenn sie sich nicht sofort erfüllen, vernünftig bliebe. Aber nein: dann hadern wir mit dem Schicksal, dann sind wir enttäuscht, suchen nach Schuldigen, fühlen uns um unser Glück betrogen. Viele technische Probleme bewegen die Menschen schon unendlich lange, ohne daß man sie bis heute lösen konnte.

Die Forscher entmutigt das nicht. Sie versuchen immer wieder ihr Glück. Man muß nicht alles auf einmal wollen. Hohe Ziele kosten Zeit. Aber es lohnt sich, auch auf ferne Ziele zu warten!

„Wenn man älter wird, so lernt man eben einsehen, daß man von einem Menschen nicht alles verlangen kann und daß man zufrieden sein muß, wenn ein Weinstock Reben trägt. In jüngeren Jahren verlangt man noch Erdbeeren und Himbeeren dazu.“ Was hier Fontane über die Zufriedenheit sagt, gilt auch für unsere Zeit. Unsere Weinstöcke tragen Reben – und die sind wahrhaftig süß! Heute wird von uns nicht einmal verlangt, daß wir auf die Erdbeeren und Himbeeren verzichten – auch sie kommen noch an die Reihe. Vielleicht werden die Trauben der nächsten Lese noch süßer – das liegt auch an uns. Machen wir etwas aus den 365 Tagen des neuen Jahres, die vor uns liegen!

Michael Schiff



Foto-Wettbewerb

- | | |
|-----------------------|---------------------------|
| ① Manfred Rindfleisch | Hoesch AG Westfalenhütte |
| ② Werner Gasche | Hoesch AG Hauptverwaltung |
| ③ Philipp E. Kühne | Hoesch Düngerhandel GmbH |
| ④ Werner Ammon | Hoesch AG Bergbau |

An unsere Fotofreunde

Das Jahr 1963 brachte uns wieder viele gute Einsendungen zu unserem Fotowettbewerb. Wir danken all denen, die an der letzten Seite von WERK UND WIR freundlich mitgearbeitet haben. Wir denken aber, daß bei unseren Mitarbeitern noch viele gute Fotos im Kasten liegen, die wir bisher noch nicht gesehen haben, und fordern darum erneut alle Leser auf: Macht mit bei unserem Fotowettbewerb, zu dem wir heute die Themen für das Jahr 1964 bekanntgeben!

Januar	Das Porträt
Februar	Winter in der Stadt
März	Haustiere
April	Beim Einkaufen
Mai	Sport
Juni	Blumen
Juli	Freizeit
August	Schnappschüsse
September	Am Wasser
Oktober	Menschen auf der Straße
November	Herbststimmung
Dezember	Bei der Arbeit

Die Bilder zu den Monatsthemen mit Namen, Anschrift, Beruf und Werkszugehörigkeit auf der Rückseite erbitten wir stets bis zum 3. des Vormonats. Jedes veröffentlichte Foto wird mit 30,- DM prämiert. Unsere Anschrift: Hoesch AG, Schriftleitung WERK UND WIR, 46 Dortmund, Eberhardstraße 12.

